Unterhaltungen

mit

Serena,

moralischen Inhaltes.

Von

Johann Georg Müller.

Erster Theil.

Dritte Auflage.

Winterthur,
Verlag der Steinerischen Buchhandlung.
1834.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Nachstehende Aufsätze sind 1793 und 1803 unter obigem Titel zuerst im Druck erschienen. In dieser neuen Ausgabe sind einige ganz weggelassen und durch neue ersetzt, andere abgekürzt, verbessert und anders geordnet worden. Ich wünsche, daß sie die gleiche günstige Aufnahme wie ehmals finden und meinen Leserinnen zum Vergnügen und Nutzen dienen mögen.

Schaffhausen, im Mai 1819.

* *
*

N. S. Ich gedachte diesem Buch den Nahmen derjenigen Serena vorzusetzen, für welche die allermeisten dieser Aufsätze zuerst und zunächst geschrieben worden, meiner innigstgeliebten Gattin, Maria Catharina Gaupp; aber vor der Vollendung des Abdrucks hat ein sanfter Tod sie der Zeitlichkeit, nicht meinem Herzen entrückt. —

Es waren Worte an ihre Seele, die sie, einst als Braut und junge Gattin, veranlaßt, die sie verstanden und tief gefühlt, manche selbst gesagt hat. Was also Gutes darin seyn mag, ist auch ihr zu verdanken, und ihr Geistes- und Herzens-Charakter läßt sich daraus errathen. Was sie mir war und immer blieb, schildern, zum Theil, die Gespräche im zweyten Theil (S. 34—73, besonders Hallers Verse S. 67. 68.) und viele andere Stellen, ganz wahr und ohne Uebertreibung. Serena erhalte also auch ihr Andenken unter freundlichen Leserinnen ..... Doch genug von Ihr! Wie ihre Bescheidenheit lautem Lobe auswich und gern ihr Glück in friedlicher Stille genoß: so bleibe ihr theures Bild mit allen seinen Lieblichkeiten, und die süße Erinnerung der vielen so glücklich mit ihr durchlebten Jahre, an welche sich meine schönsten Hoffnungen knüpfen, als ein Heiligthum in mir verschlossen.

Schaffhausen, den 27ten August 1819.

M.

Homilie, vom Anfang.

„Der hat schon zur Hälfte vollendet, wer gut anfängt.“

„Wohlan! wage es, weise zu seyn! fang nur einmal an!“

Dieser Spruch des römischen Dichters Horaz soll den Text zu einer kleinen Homilie an meine liebe Freundin geben. Salomo sagt zwar: „Das Ende „eines Dings ist besser als sein Anfang,“ und diese meine Unterhaltungen mit Serena werden doch, und hoffentlich in mehr als einem Sinn, wenigstens dieses Gute haben. Doch, der Anfang ist zuerst, und ohne ihn giebt es kein Ende. Wir verschieben also die Untersuchung dieses Spruchs dahin, wo er gehört, ans Ende, und sind überzeugt, er wird einen guten Schluß machen.

Anfang bereitet das Ende. Soll letzteres gut seyn, so muß es ersterer nicht weniger seyn. Man macht den Anfang um des Endes willen; und diejenigen irren also gröblich und thörlich, die am Anfang schon genießen wollen, was erst das Ende geben soll. Und

doch ist dieß so gewöhnlich! Viele, z. B. der sogenannten Aufgeklärten sind gleich den Kindern, die einst, nach Lichtwehr, den Pic auf Teneriffa ersteigen wollten, aber, nachdem sie etwa zwanzig Schritte gemacht hatten, voll Bewunderung über sich selbst wieder umkehrten, und sich nun allenthalben rühmten, den großen Pic erstiegen zu haben: so stehen diese Leute gewöhnlich auf den ersten Stufen ihrer Weisheitsbahn still, schminken sich mit den Federn, die andere vor ihnen auf diesem Wege etwa fallen ließen, brüsten sich, blähen sich auf, und platzen endlich vor Uebersattheit.

So glaubt mancher schwindelnde Politiker mit den allgemeinen Sätzen seiner leichten lockenden Theorie und windichten Deklamationen Jahrhundert alte Verfassungen und Gesetze über den Haufen geworfen zu haben, und schmeichelt sich, wenn er tapfer auf Fürsten schimpft, ein freiheitsliebender Mann zu seyn. So langt der junge Dichter, wenn er seine erste Reimerey in den Almanach schickt, nach dem Sternenkranz der Homere und Horaze. So vermeint der unerfahrne Theolog, wenn er von Weisheit vollgepfropft von der Akademie in sein dunkles Vaterland zurückkehrt, die ganze Religion reformirt zu haben, wenn er beweisen kann, der und jener Nebensaz der Theologie unserer Väter halte nicht mehr Stich; wenn er modischere Predigten macht als sein Vorfahr im Amte, die Väter unserer Kirche mit seinem schalen Witze beklekst, tapfer auf den Aberglauben des dummen

Pöbels schilt, und selbst in Gesellschaften spöttelt über Lehren, die er verkündigen soll, u. s. f. Alle diese, ohne sich weiter Mühe zu geben, der Sache auf den Grund zu kommen, oder nach dem Zweck und dem Ende zu fragen, stehen hier still, und ruhen selbstgefällig auf ihren Lorbeern aus.

Im Anfang und nicht erst am Ende will diejenige Art unweiser Menschen den Lohn der Tugend genießen, die unser Erlöser so weise mit dem Saamkorn vergleicht, das, auf Felsen gesäet, zwar bald aufging, aber bey entstandener Hitze eben so schnell wieder verwelkte: die empfindsamen Seelen, die glühen, wenn ihnen die reizende Gestalt der Tugend oder ihr Siegeskranz geschildert wird, und kalt wie Eis sind, wenn er durch die geringste Ueberwindung ihrer Begierden erkauft seyn will; die im ersten Moment, wo ihre warme Phantasie das reizende Bild umfaßt, bereits am Ziel zu seyn glauben, und im zweiten — — Bild und Ziel für die lockende Gestalt und den augenblicklichen Genuß der Sinnlichkeit hingeben. Sanfte Regungen des Herzens sind zarte Pflanzen, und viel Aprillenstürme gehen drüber, sie in ihrer Geburt zu ersticken, und ersticken sie wirklich, wenn man nicht zu rechter Zeit sie dagegen sicher stellt.

Darum ist bey jedem Gebäude, ein fester Grundstein zu legen. Verfehlt es der Mensch im Anfang, so läßt sich der Fehler schwer wieder zurückbringen. Lieber stelle man sich ein angefangenes Werk etwas schwerer vor, als es sich nachher findet. Man denke

sich alles Schwere, Mühsame, alle Hindernisse zum Voraus, so ist es leichter zu ertragen, wenn es kommt, oder die Freude größer, wenn es nicht kommt.

Man fange nur bescheiden an! — sonst entgeht uns zu früh der Athem, und wir nehmen wie der gebährende Berg ein lächerliches Ende. Man erschöpfe nicht gleich anfangs alle seine Kräfte, sondern spare sie auf den Fortgang. Selbst der Schöpfer schuf anfangs nur leblose Geschöpfe, dann Gras und Kräuter, hierauf Thiere, und endlich sein Meisterstück, den Menschen; das Ende krönet den Meister. „Gott hat von Anfang seine Werke wol geordnet," sagt Sirach; und darum bestehen sie auch in voller Kraft, und entwickeln sich immer schöner, ihr Schönstes und Seligstes steht noch zurück.

Ein anderer Grundsatz ist ebenfalls weise und gut, daß man nicht zu viel unternehme, wobey man sich verirren; und nichts zu groß anfange, daß man es nicht ausführen kann. Nur bey Allem, was man anfängt, den Plan so bestimmt, den Zweck so nahe, wie möglich, gemacht: man kann sich sodann mit Ehren zurückziehen, weil man nicht mehr versprochen hat — oder die Ehre wird größer, wenn man mehr leistet, als man versprach, wenn sich während der Arbeit der Plan von selbst vergrößert und von Schritt zu Schritt herrlicher wird. Dies ist ein wahrhaft göttliches Vergnügen! Dieß ist das Gepräge der Werke der Natur: sie zeigen anfangs wenig, aber sie

sind unerschöpflich. Die größten Dinge waren anfangs die unbedeutendsten, die unbedeutendsten meist im Anfang die versprechendsten. Die christliche Religion war anfangs den Juden eine Aergerniß und den Griechen eine Thorheit; von ihrem gekreuzigten Stifter aber heißt es: „Es sollen sich Ihm alle Kniee beugen, und alle Zungen Ihn loben.“

Man mache sich gefaßt auf den Anfang: „Die größte Mühe, sagt Ovidius, ist den Anfang erdulden;“ er ist immer das schwerste, weil der Berg der Schwierigkeiten noch unüberstiegen vor uns liegt: aber sie weichen, wie der Schnee vor der Sonne, und gehst du ihnen mit Fleiß und Muth entgegen, so nimmt sie, wie den Stein von jenem Grab, dein unsichtbarer Genius weg. Mühe ist vor jeder Tugend. Das Ende giebt die Krone, wär's auch nur eine von Eichenlaub! Je größer der Kampf, desto herrlicher der Sieg, und desto mehr belohnt er sich selbst durch das markerquickende Gefühl, schlummernde Kräfte geübt zu haben, und weiter gekommen zu seyn. Eben weil der Anfang in Allem nicht nur das schwerste, sondern für denkende Menschen auch das bängste ist, wird für junge Eheleute in unserer Liturgie um einen „guten christlichen Anfang“ gebeten.

Viele Leute schreckt dieses ab: sie wissen nur anzufangen, und stehen beständig auf der Schwelle, weil sie die steilen Stufen jenseits derselben vorher nicht überdachten; weil ihre Phantasie nur Paradiese erwartet, und ihr Verstand vergißt, daß nach dem leidigen

Fall das Paradies mit Dornen umringt ist, und Cherube mit flammenden Schwertern seinen Eingang bewachen — nicht daß niemand hineinkommen soll, sondern damit kein Zaghafter eingehe!

Gute Hoffnung ist nichts weniger als verboten. Sie ruht an der Thür des Anfangs als eine sanfte lockende Göttin. Sie will uns zu muthigen Schritten stärken und unsere Füße beflügeln. Schlau spiegelt sie unserer Phantasie goldene Berge am Ziele vor; aber sie ist eine holde Lügnerin, denn den Treuen und Arbeitsamen giebt sie statt dieser gar ein Elysium.

Endlich ist es das Beßte, man übergebe sich gleich im Anfang mit Demuth und Erkenntniß seiner Unvollkommenheit der leitenden Hand, die durch glückliche Umstände allein unsern Lauf befördern und unser Ende krönen kann. Wenn es gut ist, besonders im Anfang, weise Gedanken zu haben, so ist der Gedanke an den Allerweisesten wohl der weiseste. Ihm sey also alles übergeben, was wir anfangen! Er liebt ein solches Zutrauen und segnet es. Fürchte dich vor nichts — Er kann im Schwersten helfen, und spricht mit unsern seligen Altvordern:

Anfang und End' in allen Sachen
Thu ich mit Gott dem Herren machen.

Hermion.

Der Mensch weiß nicht, von wannen er kömmt, kaum wohin er geht? und er ist in seinem ganzen Leben unter der oft schweren, immer aber gütigen Hand einer unsichtbaren Macht, deren Absicht mit ihm er erst am Ende, und nur wenn er gereinigt ist, erfährt. „Sanft, wenn wir willig gehn; rauh, wenn wir widerstreben" — ist unser Weg.

Hermion fand sich, als er einst vom Schlummer erwachte, am Fuß eines hohen Gebürges, von dem er eine Strecke bereits im Schlaf erstiegen hatte — schwitzend und keuchend. Ihm hatte von einem Zustand seliger Ruhe geträumt, in dem er sich vorher befunden hätte. Eine Hand aus den Wolken ergriff ihn, stellte ihn unten an den Berg, und trieb ihn mit allmächtiger Gewalt hinaufwärts. Im Fortgang des Weges, wenn er ihm schwer wurde, klagte er über die steilen Pfade, und fragte sich oft, ob er nicht hätte zurücktreten können? Aber er erinnerte sich von dieser Zeit nichts mehr, als daß eine furchtbare majestätische Stimme aus dem Dunkel ihm zugerufen habe: „Du mußt! Gehorche!" und damit trieb ihn die fremde Gewalt weiters.

Die ersten Schritte geschahen mit Thränen. Er ging zwar eine beträchtliche Strecke ohne Mühe, denn gute Geister trugen ihn bald, bald leiteten sie ihn an der Hand. Endlich aber wich einer nach dem an-

dern von ihm, und je heller es nach dem Traum in seinen Augen ward, desto weniger wurden der leitenden Geister, er konnte nun selbst gehen.

Doch wohin? zurück — war unmöglich. Mit jedem Schritte drängte es sich wie eine felsenfeste Wand an seine Fersen: zurückschauen konnte er wohl, zurücktreten nicht. Oft schien der Weg vor ihm, ihm unübersteiglich rauh, alle Augenblicke ritzte er sich an Dornen, oder, weil er an Nebendingen sich vergaffte, stolperte er. Die Bäume am Weg zeigten ihm die reitzendsten Blüthen und Früchte, die sich selbst gegen ihn herab zu neigen, und mit dem lieblichsten Wohlgeruch und dem frischesten Ansehen seinen Durst, den ihm der rauhe Weg erweckte, befriedigen zu wollen schienen. Aber siehe! wenn er stillstand und nach den Früchten haschte, da waren sie zwar anfangs honigsüß, doch bald verwandelten sie sich in Galle, und wenn er vor dem Genuß den Weg vor sich ganz eben sah, so verwandelte er sich schnell nach dem Genuß durch eine unbegreifliche Täuschung in fast unübersteigliche Klippen. Nur eine inniggefühlte Ahndung tröstete ihn in seinem Unmuth, daß Geister um ihn seyen, die es gütig mit ihm meynten, und sein Kampf doch noch ein frohes Ende nehmen werde. Oft war es ihm, als hörte er jene um sich lispeln, er sah sie aber nie, vermuthlich weil er sich allzusehr auf sie verlassen, oder sich selbst zu sehr vernachläßigt hatte, und diese Geister doch nur dem Willigen und dem Arbeitenden dienen. Am vertrautesten war ihm ein ge-

wisser Geist, der in seiner Brust zu reden schien. Immer, wenn Hermion jene verbotenen Früchte genießen wollte, machte dieser zarte Engel seines Herzens Einwendungen dagegen, schien sich aber bald beruhiget zu haben; doch, sobald die Frucht genossen war, so fühlte Hermion, daß er doch nicht gesättigt sey, und die Bürde, die er tragen mußte, drückte ihn weit mehr als vorher, ja wurde ihm um so schwerer, je mehr er sich bemühte, sie abzuschütteln, um leicht und froh den Weg fortmachen zu können — denn er fühlte die Unmöglichkeit, sich selbst zu befreyen.

Neben sich sah er am Berge hinauf viele andere Wanderer, und jeder hatte seinen eignen, bald sanftern, bald rauhern Weg. Die einen stiegen leicht und hurtig fort, andere mühsamer und kamen doch am weitesten; manche standen beständig still, und er konnte nicht errathen, wie es diesen gehen würde; andere fielen plötzlich, indem sie jauchzend aufsprangen, in unabsehliche schaudervolle Abgründe, wo sie ein dichtes Dunkel verbarg, und nur ihre jammervollen Klagstimmen durch die Nacht hinaufdrangen; andere schienen beständig beschäftigt, ihren Mitwanderern zu beweisen — der Berg habe keinen Gipfel, gehöre keinem Herrn an, und der Weg führe nirgends hin, obgleich sie selbst beständig fortgingen; andere kamen ihm mit den sanften anziehenden Mienen freundlicher Geister entgegen, und wenn er ihnen seines Herzens Anliegen geoffenbaret hatte, veränderten sich plötzlich ihre Angesichter in die scheußlich-

sten Larven. Andere rückte mitten in ihrem Lauf oder schon am Fuße des Berges ein freundlich lächelnder Genius weg und trug sie unter tausend Küssen auf den strahlenden Gipfel. Wenn Hermion solche sah, brach ihm das Herz und er flehte mit Thränen um einen dieser Engel. Aber er hörte keine Antwort. Nur deuchte es ihn bisweilen, es schwebe einer in blassem Schimmer vor ihm her, lächle ihm freundlich entgegen und verschwinde — und durch die Lüfte lispelte eine leise Stimme: „Sey fröhlich in Hoffnung!" Hermion vergaß die Bürde und ging mit gestärktem Muthe fort — bis wieder andere Aepfel lockten!

Was er noch für fürchterlichere Wege zu durchwandeln hätte, wußte er nicht: denn nur Einen Schritt weit vor sich, und es war die dickste Dunkelheit. Oft wenn er glaubte, auf ebenem Pfade ruhig fortschleichen zu können, kamen die schrecklichsten Klippen, und zu andern Zeiten, wenn er mit Schaudern solche erwartete, fand er — Rosenpfade. Immer aber war der unsichtbare Stoß hinter ihm, fortzugehen, und nie verließ ihn ganz der Muth, nie ganz die Hoffnung, er werde keine Klippen finden, die er durchaus nicht würde übersteigen können; nie ganz die beruhigende Zuversicht auf den Herrn des Berges.

Pfeile schossen in der Luft vor ihm vorbei, Adler durchstrichen die Lüfte, mancherley Bilder von Flüchtigkeit flogen seinen Augen vorüber; er selbst, so langsam er oft zu gehen glaubte, war, wie er an

den schnell vorbeieilenden Gegenständen merkte, in vollem Lauf: durch alle dieß drang sich ihm eine so mächtige Idee der Schnelligkeit seiner Wanderschaft auf, daß jede verlorne Stunde ihm zur Folter ward.

Oft war alles um ihn dunkel, dann erleuchtete plötzlich ein Schimmer gleich der Morgenröthe den Gipfel des Berges: dort erblickte er sein Ziel, heiter und hoch über alle Nebel der untern Gegend erhaben. Sein Blick ward scharf, und er sah dort mit unaussprechlicher Freude eine unzählige Menge solcher, die vor ihm diesen Weg betreten, und sich vor den verderblichen Früchten gehütet hatten, mit einer über allen Ausdruck erhabenen Heiterkeit in ihren Mienen. Dieß schwellte sein Herz mit Hoffnung und Muth, die er lange behielt, auch wenn die Aussicht wieder gedeckt war. Je besser er seinen Weg und die guten Geister um sich kennen lernte, desto stärker wurde in ihm die Ueberzeugung, daß die unsichtbare Macht, die ihn auf dieser Straße forttrieb, nur Güte sey, er ein unwissendes Kind, sie aber allein weise, und das Ziel hoch auf dem Berge nicht Täuschung eines kranken Auges, sondern wirklich. „Habe ich nur einst „jenen Morgenstern, der oben funkelt und den Tag „verkündigt, der von oben her anbricht, den viele ei„nen Irrwisch nennen, und andere als den unfehlba„ren Wegweiser hinauf beständig im Auge behalten „und ihm nach sicher zu dem Ziele kommen, habe ich „nur den beständig zum Augenmerk, (sprach er oft bey sich:) „so bin ich sicher, es auch zu erreichen!"

Dafür bürgte ihm eine frohe Ahndung seines Innersten, und die feste Ueberzeugung, daß das gute Wesen seine Hand über ihm halte.

Oft ging er ab vom rechten Pfade, der eng und schmal sich durch dichte Gebüsche hinaufwand, in Hoffnung, leichtere Durchgänge zu finden — da sah er sich plötzlich am Rande jener schrecklichen Abgründe. Furchtsam kroch er mehr, als eilte er zurück — und fast allemal kam einer der Genien in Menschengestalt ihm aufzuhelfen, der ernsthaft deutend ihm den Weg wies, auf dem er nie fallen würde. Doch oft verzweifelte er im Unmuth, ihn wieder zu finden.

Je höher hinauf er kam, desto schrecklichere Gefahren traf er an, desto schroffer wurden die Klippen. Die verführerischen Früchte wurden reitzender, und ringsum flatterten Geister in Lichtgestalt, die ihm die Straße aufklären wollten, und ihn nur immer mehr in Nebenwege und dunkle Gebüsche verwickelten. Gute sah er zwar eben so viele; aber, da jene trieben und nöthigten, standen diese ruhig am Wege, legten die Hand auf ihren schweigenden Mund, und deuteten sanftlockend hinauf. War er einem jener Irrlichter entflohen, so standen schon wieder neue da, versprachen ihm Ruheplätze in dem Dickicht, oder hielten ihm, um ihm jenen Leitstern zu verbergen, Talglichter vor die Augen. Mit Entsetzen sah er manche Wanderer ihnen in das Gebüsch folgen, und nicht mehr zurückkommen. So lernte er endlich sie fliehen, achtete nichts auf ihr Spottgezische, und folgte be-

nen nach, die einsam, aber unverdrossen, den Pfad nach Oben fortgingen. Doch er lernte diese Klugheit erst, da er bald den Gipfel erstiegen hatte. Je näher er ihm kam, desto heller wurde ihm die Aussicht den Berg hinunter: aber er sah auch mit Verdruß, daß er weit kürzere hätte nehmen können. Da machte er es sich zum Gesetz, auf dem Wege gerade fortzugehen, auf dem an vielen Stellen mit goldener Schrift geschrieben stand, „der richtige;" nicht um sich her zu sehen, wo andere gingen, sich mit dem Genius in seiner Brust zu unterhalten, und beständig sein letztes Ziel ins Auge zu fassen.

Endlich sah er sich mit Entzücken am Fuß des letzten Hügels, ausser den dunkeln Wäldern, ausser den Gefahren der verbotenen Früchte, der Irrwische, der wilden Thiere, die ihn oft zu zerreissen drohten, oder mit ihrem Gebrülle schreckten. Freudig und mit Jugendmuth (denn je weiter er kam, desto mehr verlor sich die Müdigkeit) eilte er die letzten Anhöhen hinauf, dem heitern Himmel, dem strahlenden Pallaste und seinen zuwinkenden Freunden entgegen — als er plötzlich an den Rand eines noch nicht bemerkten tiefen und dunkeln Stromes trat, der die allerletzte Anhöhe umringte. Alle Versuche, einen Steg hinüber zu finden, waren vergeblich. Schauder ergriff ihn. Alle Gefahren der ganzen Reise traten ihm wieder vor die Augen, sie schienen ihm alle nichts gegen diesen grausen, dumpfrauschenden Abgrund. Er mußte hinüber: die mächtige Hand hinter ihm stieß

ihn fort. Der Hügel vor ihm verdunkelte sich, Regengüsse stürzten, und Blitze flogen aus pechschwarzen Wolken herab. Die ganze Macht der vorigen Schrecknisse schien sich hinter seinem Rücken zu sammeln — er betrat das Wasser und versuchte hinüber zu schwimmen — da sank er, seine Seele ward klein, und halb ohne Besinnung überließ er sich den Fluthen.

In dem Augenblick aber, da er sinken wollte, hob sich strahlend eine glänzende Gestalt aus der Nacht, bot ihm die Hand, und leicht, als obs auf Rosen wäre, schwebte er hinüber, seine Bürde war im Wasser geblieben. Man gab ihm neue Kleider, in denen er leicht, wie ein Geist, im Geleite seiner Freunde, die vor ihm hier angekommen waren, die Hügel hinauf, wie ein Hirsch über die Berge, frohlockend mehr sprang als ging, und siehe! droben — da war der Gipfel unendlich schöner, als er sichs nie vorgestellt hatte: Ein ewig heiterer Himmel, eine Wohnung der Ruhe, und tausend reiner nie gefühlter Freuden, die angenehmste Gesellschaft edler Menschen, die er auf seiner Reise theils gekannt, theils ohne sie zu kennen, geliebet hatte, und bey denen jede Stunde zur Ewigkeit ward. —

Nur einen Kummer hatte er, um seine noch nicht über den Fluß gegangenen Freunde. Gern wäre er ihnen entgegen gegangen, aber auch von dieser Seite war er unbeschiffbar. Höchstens durfte er am Ufer stehen, und ihnen mit Reichung der Hand hinüber hel-

fen. Vertrauensvoll streckten sie ihm die Arme entgegen, um wieder auf ewig mit ihm vereinigt zu werden. Er sah auch mit Entzücken von diesem Gipfel nicht nur den ganzen Weg seiner Wanderung, sondern eine unermeßliche prachtvolle Aussicht in ferne Gegenden, von denen er sonst nie gehört hatte, und erblickte — in diesem Weg sein Leben; in seiner Mühe seine Uebung; in den verbotenen Früchten seine Begierden; in den wilden Thieren seine heftigern Leidenschaften; in den begleitenden Geistern seine Eltern, Lehrer und Freunde; in den schweigenden verstorbene Weise; in den Irrwischen den Irrthum; in dem Strome den Tod; im Gipfel das Ziel der Vollendung — auf ihm und über den ganzen Berg einen einigen Geist der alle Augenblicke und Schritte seiner Reise gezählt und begleitet hatte mit seiner Weisheit und Liebe — in dessen Anschaun er zu ruhen hofft.

Ueber die Zeit.

Wir haben die Kunst, unsre Zeit zu verlängern, wenn wir auch die kleinsten Abschnitte derselben zu unserm Vortheil anzuwenden wissen.

Loke sagt: „Daß wir einen Begriff von der Zeit erlangen, wenn wir auf die Folge der Gedanken in

unserer Seele merken. Aus diesem Grunde bemerken wir, wenn wir ohne Träume schlafen, keine Zeit. Der Augenblick, wo wir aufhörten zu denken, scheint von dem, wo wir es wieder anfangen, gar nicht getrennt. Wäre es möglich, daß ein Mensch einen einzigen Gedanken so fest fassen könnte, daß er ihn weder veränderte noch mit andern verbände, so würde er darüber den Fortschritt der Zeit gar nicht bemerken." Man kann sich also die Zeit verkürzen, wenn man nur an eine einzige Sache, oder an sehr wenige denkt, oder verlängern, wenn man an viele denkt und eine schnelle und beständige Abwechslung seiner Ideen unterhält. Darum sagt Mallebranche: „Es sey möglich, daß vielen Geschöpfen eine halbe Stunde so lang vorkomme, als uns tausend Jahre, eine Minute, wie eine Stunde, Woche, Monat oder ein ganzes Leben, u. s. f. Im Umgang mit Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, weil sich die Seele ganz in ihn allein versenkt."

„Der Weise verlängert seine Stunden durch Nachdenken, der Thor durch seine Leidenschaften. Letzterm scheint die Zeit lang, weil er nicht weiß, was damit thun? dem andern aber, weil er jeden Moment auf nützliche und angenehme Betrachtungen und Arbeiten zu verwenden sucht; oder mit andern Worten: dem einen ist sie lang, weil er sie beständig wegwünscht, dem andern, weil er sich ihrer beständig freut."

„Wie verschieden ist die Uebersicht des vergangenen Lebens für einen Mann, der grau ward in Erkennt-

niß und Weisheit — und für einen, der alt ward in Thorheit und Irrthum! Der letztere gleicht einem Eigenthümer dürrer Gefilde, die ihm nur nackte Hügel und Ebenen zeigen, leer von Zierde und Nutzen. Der erstere sieht vor sich eine weite und prächtige Landschaft, vertheilt in liebliche Gärten, grüne Wiesen, fruchtbare Felder, und sein Auge findet in all diesen Besitzungen kaum einen Fleck, der nicht mit herrlichen Pflanzen und Blumen bedeckt wäre." So weit ein Engländer.

Betrachtungen über die Zeit haben so etwas angenehmes für die feinere Empfindungskraft des menschlichen Geistes, daß man sich ungern von diesen Ideen trennt, die so nahe an die Ewigkeit gränzen, und endlich zur Ewigkeit selbst uns leiten. Da so viel Zeit auf dieser Erde mit Nichts thun oder mit Böses thun für uns verloren geht, und wir in Rücksicht auf unser Leben leider! so viel dürre Gefilde erblicken, wo das Auge sich ungern verweilt, so eilt unser Ewigkeit dürstende Geist gern der Betrachtung eines bessern Lebens entgegen, wo jeder Augenblick eine frohe Erndte neuer Kenntniße, edlerer Kräfte, wohlthätigerer Wirkungen für uns werden soll. Wenn Gottes Stimme und das Licht seiner Erkenntniß, anstatt wie itzt durch die fünf engen Thore der Sinnen, durch tausend Licht- und Lebenvolle Pforten in uns dringt, so werden Jahre — wenn je der verklärte

Geist die Krücke der Zeitbemerkung nicht ganz wegwerfen kann — Jahre uns zu Minuten, Jahrtausende zu Tagen werden, und die Zeit wird verschlungen seyn von ewig fortgehender Erkenntniß und unaussprechlichem Himmelsgenuß.

Wie über alles, so sind auch über den Gebrauch der Zeit aufgehäufte Regeln meist ein lästiges zurückbindendes Sclavenjoch. Der einzige Gedanke: „Was hier nicht gesäet wird, wird dort nicht geerndtet, es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann" — ist genug, uns an unsere Pflicht zu erinnern und mit heiligem Schrecken dazu zu treiben. — „Kaufet die Zeit!" Man hat sie also nicht umsonst, und sie muß immer auf Kosten der natürlichen Trägheit des Menschen, oft auch mit Verlust von Freuden, die bey andern sehr viel gelten, erkauft werden. Aber um keinen Preis ist sie zu theuer für den, der ihren Werth kennt.

Wie wenig wird beym Eintritt in die stille Ewigkeit von allen unsern Sorgen und von dem, woran unser Herz mit seiner ganzen Liebe hing, uns übrig bleiben! Da die meisten an das Sichtbare und Vergängliche geknüpft sind, so werden sie mit Phantomen dieser Erde für uns verschwinden: was aber auf den Geist gesäet wird, ist ewig. Nicht ein ungeheurer Schatz von Kenntnißen, womit wir unsere Seele überladen, sondern das Mark derselben, die Summe unserer Erfahrungen, das Resultat, das

durch Nachdenken unser Eigenthum geworden und unsern innern Menschen gebessert hat: Dieß wird uns begleiten und nach diesen werden wir unsern Reichthum messen.

Unvergeßlich sind mir die Worte des ernsten, aber nun unter dem Geplauder der Empfindler, unter dem Sirenengeschwätz der Wein- und Liebe-Dichter und Romanensudler vergessenen Greisen Young, die mich einst in meiner Jugend wie eine Posaune der Ewigkeit aus einem tiefen gefährlichen Schlafe der Nachläßigkeit erweckten, und auf den Werth der Zeit aufmerksam machten:

„O Zeit! heiliger als Gold: für Thoren eine schwerere Last als Bley; und für Thoren, die weise gehalten werden! Welcher Augenblick ist dem Menschen verliehen, von dem er nicht Rechnung ablegen müßte? wie viele Jahre werden verschwendet, ohne der Weisheit ihre Schuld zu bezahlen! — Ueberall herrscht Zeitvertreib, des Menschen höchster Wunsch: Spielen heißt Leben: Und ist es denn auch ein Spielwerk zu sterben? — Ist das nicht eine Verrätherey gegen die unsterbliche Seele, da ihre Feinde gerüstet stehen, und die Ewigkeit die Beute seyn soll? Werden Puppenspiele belustigen, wenn Arzneyen nicht mehr helfen können? Wenn die Lebensgeister abfliessen, wenn des Lebens bezaubernde Scenen ihren Schimmer verlieren, und unsern Blicken allmählig verschwinden; wie Länder und Städte mit ihren funkelnden Thürmen dem armen zertrümmerten Schiffe,

welches, vom plötzlichen Sturme in die weite See hinausgeschleudert, dort bald untergehen soll! werden uns dann Puppenspiele belustigen? — Nein! Thoren werden dann Puppenspiele seyn, und Himmel und Erde uns auf der Waagschaale wie Staub vorkommen."

„Alsdann wird die Zeit eine Quaal, wenn der Mensch ein Thor wird. — O! die dunkeln Tage der Eitelkeit! sie verschwinden nimmer; wenn sie gleich schon vergangen sind, so erscheinen sie uns noch; der Geist von jedem abgeschiedenen Tage wandelt umher, und lächelt uns als ein Engel an, oder droht uns als eine Furie. Wie raubgierige Wucherer vor alles verprassenden Erben ihr Schuldbuch verbergen; eine solche grausame Nachsicht braucht das Gewissen gegen uns Verschwender der unschätzbaren Zeit; unbemerkt merkt es jeden schlecht angewandten Augenblick an, und schreibt auf dauerhaftere Blätter, als Blätter von Erzt unsere ganze Geschichte.

„Zeit verderben ist ein Selbstmord, wo mehr als Blut vergossen wird. Die Zeit flieht; der Tod treibt fort; die Sterbeglocke ruft; der Himmel lockt; die Hölle droht; alles ist in Bewegung; alles strengt seine Kräfte an; mehr als die Schöpfung arbeitet! — Und giebt es in der Schöpfung ein Wesen, das, mitten in diesem allgemeinen Tumulte, mitten in dieser beflügelten Eile und feurigen Bemühung schläfrig gähnt? der Mensch schläft; und der Mensch allein; und der Mensch, dessen Schicksal, dessen unwiderrufliches, ganzes äusserstes, unendliches Schicksal, an

einem Haare hangend, vom geringsten Hauch der Luft erschüttert, einen Augenblick über dem Abgrund bebt — und fällt! Jahre wegzuwerfen? .... wirf Königreiche weg: du bist weniger zu tadeln; ergreif' Augenblicke! der Himmel ist auf ihren Schwingen. —"

Arbeitsamkeit.

„Unter Arbeit und Gebet
Schwinden unsre Stunden;
Was man fröhlich thut, geräth,
Und wird kaum empfunden.
Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal so munter,
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.!"

Sie ist dir, meine Serena, schon so oft froh über der Arbeit unter gegangen, daß ich nicht nöthig habe, dir über diesen deinen Lieblingsspruch eine weitläufige Sermon zu halten. Damit sie uns aber künftig noch froher untergehe, wollen wir folgende Wahrheiten uns recht oft zu Gemüthe führen:

Jedem Thiere gab der Schöpfer einige Kräfte zum Gebrauch, jedem aber in einem ausgezeichneten Grade

eine besondere Kraft; und sie üben sie auch — man möchte oft sagen: besser als viele Menschen die ihrigen. Indessen richtet sich ihre ganze Anstrengung bloß auf Befriedigung der nächsten sinnlichen Bedürfnisse: Speise, Trank, Fortpflanzung und Wohnung. Haben sie diese, so wollen ihre übrigen Beschäftigungen wenig sagen; sie sind, wie unser Milton sagt: „unemploy'd, ohne bestimmten Zweck. Der Mensch aber hat seine tägliche Arbeit der Seele oder des Leibes bestimmt, woraus seine hohe Würde erhellt, denn der Himmel richtet sein Auge auf alle seine Wege, indem andere Thiere unthätig herumstreifen, und Gott ihrer Werke nicht achtet."

Großer Gedanke, daß der Himmel auf uns schaue! daß unsere Arbeit nicht vergeblich, und ihr Zweck nicht bloß irdisch sey! Denn worauf der Himmel schaut, das muß ewigdauernde Folgen haben. Daß, wenn wir auch bloß Häuser bauen, oder unsere Nahrung suchen, wir auch diese Geschäfte, die das Thier bloß aus irdischem Bedürfniß thut, gleichsam mit dem Siegel der Ewigkeit stempeln können: das heißt, daß wir sie verrichten, nicht bloß um zu essen oder uns zu kleiden, oder schöne Wohnungen zu haben, sondern diesen Bedürfnissen darum ein Genüge thun, um die höhern desto leichter befriedigen zu können. Der Mensch, der bloß ißt, um zu essen, bloß schläft, um zu schlafen u. s. w. ist mehr nicht als ein zweifüssiges Thier. Der wahre Gottesmensch, der seine unsterbliche Seele in sich fühlt, sucht auch

durch diese bloß irdische Handlungen höhere, geistige Zwecke zu befördern, er ißt, trinkt, schläft, spaziert, musicirt, treibt Künste, arbeitet, um seine Kräfte für bessere, daurendere Vergnügen als diese sind, zu erhalten und für edlere Zwecke zu üben, für die Vervollkommnung seiner Seele, worauf sein wahres und ewiges Glück beruht. Wer dieß Ziel in sich hat, der wird recht arbeiten, dem wird es nie an Lust dazu mangeln, der wird sein Herz nicht an irdische Dinge hängen. Dieß sagt auch der Apostel: „Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, das thut alles zu Gottes Ehre." Denn Gottes Ehre soll auch der Zweck seyn, warum wir unsere Seele vervollkommnen. Die reinste Philosophie! Die allerhöchste Theologie — aber auch die verschmähteste und verkannteste! Der ganze Himmel blickt auf die Wege der Menschen; verstehe, seine Bewohner — so wie sein blaues Gewölbe uns allenthalben umgiebt. All unser Thun auf Erden ist Kinderspiel, und wenn wir einst in einem höhern Kreise leben, so werden wir lächeln über den Ernst, mit dem wir dies Spielwerk getrieben haben, und treiben mußten. Aber in demselben offenbaret sich unsere innere Kraft, unser Charakter, unsere Treue. Nicht was wir machten, sondern wie wirs machten? Darnach wird gerichtet werden; sonst kämen nur große Könige und durch Thaten berühmte Männer in den Himmel! Wenn du über Wenigem — getreu gewesen bist, so wirst du über Viel gesetzt werden.

Es giebt kurzsichtige, aber vielleicht noch weit mehr übersichtige Menschen. Jene vergessen über den Mitteln den Zweck: Dies sind obgenannte Halbthiere, Erdwürmer. Uebersichtige sehen nicht, was vor Augen liegt, und vergessen über dem Zweck, der aber gewiß bei ihnen auch nicht auf die rechte Stelle geht, die Mittel. Wer diese nicht braucht, wird jenen nicht erlangen.

Viele bedienen sich der Mittel, oft nur zu vieler, aber nicht der rechten. Zum edelsten Zweck die beßten, kürzesten Mittel erwählen, das macht den weisen Mann, oder auch die weise Frau. Ein Geistlicher würde närrisch handeln, wenn er sich aufs Kohlenbrennen verlegte, weil es auch eine nöthige, nützliche Arbeit ist, oder er einst einen Kohlenbrenner fromm und glücklich sah. Rabbi Aboha, erzählt ein jüdisches Buch, sandte seinen Sohn auf die hohe Schule zu Tiberias. Bald rühmte man ihm, er übe Werke der Gottseligkeit aus, und helfe Todte begraben. „Wie?" ließ er ihm entbieten; „sind etwa keine Todtengräber zu Tiberias, daß ich dich darum hätte hinschicken müßen? Lerne erst, was Frömmigkeit sey, alsdann übe sie aus!" — Man muß also zuerst die rechten Mittel suchen, eh man zum Ziel kommen will; aber das mangelt vielen! Nicht daß sie eben Kohlen brennten: aber sie thun sonst vieles, viel unnützes, das nicht zu ihrem Beruf gehört, die Kraft ihrer Wirkung lähmt, das Gemüth zerstreut, so daß man in allem Etwas und

im Ganzen nichts wird. Die goldene Regel Pauli ist: ein jeglicher bleibe in seinem Beruf! Frage, was dein Hauptgeschäft in diesem Leben sey? dieß suche ganz zu thun, und alles andere nur als Nebenwerk anzusehen, ganz! immer besser! und so vollkommen als du kannst! Alle Nebenwerke sollen den großen Bau befördern helfen, oder die beßten Werke sind zwecklose Arbeiten. Eine Haushaltung würde übel bestellt seyn, wo die Hausfrau immer lesen oder spazieren gehen, und der Mann dafür die Küche besorgen wollte. Keines würde etwas ausrichten, und nur höchstens das den Zuschauer lehren, wie übel es ist, wenn man nicht weiß, was man eigentlich zu thun hat.

Ferners müssen unsere Geschäfte in Ordnung geschehen. Nichts macht verdrüßlicher, übellaunischer, als vieles übernehmen, und dieß viele so unter einander werfen, daß man weder Anfang noch Ende weiß, nie weiß, was man itzt eigentlich zu thun habe? wo man anfangen, wann und wo man enden soll? Man sieht kein Ende dieses Wirrwarrs ab, und das sind für einen Menschen, der sonst Ordnung liebt, die unmuthigsten Augenblicke des Lebens. Eines nach dem andern! und häuft sich vieles, so laß alles liegen, bis du das Nöthigste und das Beschwerlichste abgeräumt hast. Immer das Beschwerlichste zuerst — dieß ist ein vortreffliches Hausmittel zur Ruhe des Gemüthes, und zum glücklichen Fortgang des beßten und der erfreulichsten Geschäfte. Aber wie

schwer wird das oft! wie gern läßt man das Beschwerliche liegen, bis es zu einem abschreckenden Haufen anwächst, und eilt indessen seinem Vergnügen nach! denn die gestohlenen Brodte schmecken süße.

Wo also gelebt wird, da wohnt Gottes Segen, und der Himmel blickt mit Wohlgefallen darauf! wo jedes weiß, was es zu thun hat, dieß in der Ordnung thut, und den unaussprechlichen Werth der Zeit, des Allerkostbarsten, was der Mensch hat, beständig im Auge behält; wo keines das andere durch unberufene Einmischung in seine Geschäfte hindert; wo eines sich auf das andere verlassen darf, das Seinige geschehe so treu und fleissig, wie das des Andern — da ist der Friede! Leicht und froh eilen die Tage vorüber, und nach vollbrachter Arbeit bleibt immer noch ein Stündchen der Ruhe und des Genusses an einander, gewürzt mit dem seligen Gefühl, heute nicht vergebens gelebt zu haben. Froh geht die Sonne unter, und man haßt ihr Aufstehen nicht. Man ißt sein verdientes Brodt mit Wollust und dem gefühltesten Dank. Vollendet zu haben, Etwas hinter sich zu haben, was Mühe und Sorgen kostete, und sich mit Nutzen belohnt, ist ein göttliches Gefühl, und giebt uns hier schon den Vorgenuß des Segens, den Gott jedem treuen Arbeiter verheißt.

Jung gewohnt, alt gethan. Es ist einem Menschen gut, wenn er das Joch in seiner Jugend

trägt." „Gott macht es mit den Menschen," sagt „Plato, wie ein Lehrer mit seinen Schülern: je „mehr sie Hoffnung geben, desto mehr Arbeit legt er „ihnen auf."

Das Licht.

Fragmente.

Die heilige Schrift fängt mit dem erhabensten Gedanken an, der immer gedacht und empfunden werden kann: Gott sprach: es werde Licht — und es ward Licht. Die größte Kraftthat des Schöpfers wird als eine Folge seines bloßen Willens vorgestellt, und der Geschichtschreiber, wer er auch sey, überspringt alle Zwischenbegriffe zwischen dem ersten Beginn seines Wollens und dem letzten Zug der Vollendung. Laß uns die Begriffe entwickeln!

Gott sprach: es werde Licht — da ward Wahrheit und Glückseligkeit; da offenbarte er den Anfang und das Ende, den Plan und den Zweck der Schöpfung. Mit diesem Worte der allerersten Offenbarung wissen wir genug, um uns in ihm zu beruhigen, um ihn ewig zu preisen.

Licht ist der Uebergang von der irdischen zur

geistigen Schöpfung, das Glied, das beide Welten verbindet. Ein irdisches Geschöpf, und doch von keinem unserer Sinne, selbst nicht dem des Gesichtes, ergreifbar. Denn dieses sieht bloß die Quelle des Lichtes, die Sonne. Allgegenwärtig, wie Gott, ist es, allerleuchtend, wie sein Geist. Und doch, wo ists? wer wills ergreifen? befühlen? betasten? Sein treustes Bild; und darum war die Sonne der erste und allgemeinste Gegenstand der Abgötterey. So glänzend, so betäubend schön, so allwohlthätig, daß die Menschen schon früh in ihr den Schöpfer sahen, und auf allen hohen Bergen ihr das reinste, geistigste, unschuldigste Opfer, das Feuer, brachten, in seiner himmelanstrebenden Flamme das treuste Symbol des opfernden Beters. Ein Gottesdienst, der noch in einem großen Theil der christlichen Kirche besteht.

Die Naturforscher fangen nur erst zu ahnden an, wie das Licht nicht nur die Körperwelt erleuchte, sondern selbst zum Wachsthum, zur Entwicklung der zartesten irdischen Geschöpfe beitrage. Sie suchen Nahrung von ihm, und wo ihnen in verschloßnen Zimmern nur eine Ritze gegen das Licht geöffnet ist, dehnen sie ihre Kelche gegen sie aus, um seinen lebenvollen Segen einzuathmen.

Was wäre aber unser Geist ohne das Licht? woher kömmt alle unsere Erkenntniß als durch Bemerkung der Dinge, die ausser uns sind? woher kommt Glückseligkeit, als aus Erkenntniß? woher Verlangen und Hoffnung nach ewigem Da-

seyn, als dem Gefühle itziger Glückseligkeit? woher Liebe und Sehnsucht zu Gott, als aus Ueberzeugung eines ewigen Daseyns? woher das Selbstgefühl, als aus den auf uns zurückgeworfenen Strahlen der Dinge ausser uns? woher Glaube an Gott, an einen ewigen, weisen, gerechten, gütigen Gott, als aus unserm Selbstgefühl? woher kömmt Pflicht, woher Ordnung und Glück der menschlichen Gesellschaft, als aus dem Glauben an einen Gott, an ein höchstes Ideal der Vollkommenheit, einen gerechten Vergelter des Guten und Bösen? Woher dies alles, als aus dem ewigdauernden, immer lebendigen, immer wirksamen ersten Machtspruch des Schöpfers: Es werde Licht!

Gott selbst wird in der Schrift ein unzugangbares Licht, Licht, das Kleid, worin Er sich hüllt, in dessen Glanz er sich verbirgt, und was durch Seine Fügung zur Beförderung menschlicher Glückseligkeit geschah, das Reich des Lichtes genannt.

Es ist so schön, so still, so wenig abschreckend, so erfreuend, so sanft eindringend, so alldurchdringend, daß die Schrift jede beglückende Wirkung der Gottheit auf Materie oder Geist Erleuchtung nennt.

Wenn die Menschen Verbrechen strafen wollen, so ist der erste Grad der Strafe: Beraubung des Lichts, Verschließung in dunkle Kerker.

Kann man sich's denken, was wir wären — ohne Licht? Eine todte, kaum vegetirende Körpermasse, ohne Gefühl unserer selbst, ohne Genuß einigen Glückes, lebend und doch nicht, weniger als Vieh.

Verschwindet das Licht, so eilt alles zur Sicherheit, zum Schlaf, zum Vergessen seiner selbst. Mit der aufsteigenden Sonne entflieht der Schlaf, entfliehen die düstern Phantome der Träume, meist sogar auch ihre Erinnerung, und Tag geht in der Seele auf. Auch Liebe erwacht beym unverdorbnen Menschen. Wir fühlen, was sein Schöpfer fühlte, daß das Licht gut ist, wie wenn ein Strahl der göttlichen Liebe, ein Lächeln Ihres Angesichtes in unsere Seele dränge. Da Er sprach: Sei Licht! so schuf er Freude, Frohsinn und Liebe. Selbst das Thier fühlt mit, und noch eh' der Mensch erwacht, erfüllt die frohe Lerche die Luft mit Gesang.

Zerstreut irrt meistens vor ihrem Aufgang Herz und Auge auch eines gefühlvollen und ruhigen Beobachters herum: kaum ist sie über den Rand des Gesichtskreises empor, so ergreift ihn ein unnennbar starkes Gefühl: Ich bin!

Sei Licht! war das erste Wort Gottes; Es ward Licht, wird das lezte seyn. Durch Nacht und Finsterniß soll Licht durchdringen und siegen. Dahin arbeite! darauf hoffe! dies ist unser Glaube, unsere Religion, unsere Pflicht; dies ist der Inhalt der göttlichen Offenbarung mit Einem Worte. Wer das Licht scheut, haßt auch sie.

Licht macht die Zeit für uns (1 Mos. I, 14.) die ewig unübersteigliche Scheidewand zwischen uns Geschöpfen und dem Schöpfer. Wir werden ewig Zeit haben, denn wir werden auch ewig Licht genießen und

ewig einen Körper haben. Er aber ist die Quelle des Lichtes, das Licht selbst.

Das Licht giebt uns selbst von der Unendlichkeit Begriffe. Es zeiget uns das materielle Reich Gottes in seiner alles Denken übersteigenden Weite und Größe. Dort wo die Sterne funkeln, in jener unermeßnen Ferne, auch dort ist sein Reich, auch dort sein Auge, dorthin geht die hohe Aussicht, wo Abraham Trost fand, wohin die Sehnsucht der Sterblichen von jeher die Wohnung der Unsterblichen setzte!

Licht wird die Lebensluft, das Element unsers verklärten Körpers seyn. Halbverklärte sahen sich in ihren Entzückungen in Regionen eines sanften unaussprechlichen Lichtes.

Die Harmonie, in welcher sich unser Innerstes mit der Gottheit befindet, und sich ihrer Ordnung unterwirft, die unerschütterliche Zufriedenheit, der Friede, welchen alle Welt nicht geben kann, und den der Geist des Herren im Herzen schafft, heißt Licht. Sie wandeln im Licht, wie er im Licht ist. So stille, so kräftig in der Stille, sich selbst vergessend in seiner Kraft und in seinem Glanze, wie das irdische Licht, der erste segenbringende Bothe der Gottheit, so ist die Unschuld, Einfalt, Ruhe eines Menschen, der durch Gottes Geist neugebohren ist. Von Licht zu Lichte, von einer Klarheit und Seligkeit zur andern geht sein Weg, immer näher dem unzugangbaren Lichtesquell, und nie in seinem Centrum, nie derselbe selbst.

Von Licht durch Liebe zum Leben — dies ist

der Weg der Gottheit, die ganze Moral, Philosophie und Theologie und das einzige höchste Studium des Menschen, an welchem alles andere hängt. Laß uns des Lichtes freuen! Freude am Licht macht uns zu Kindern des Lichts.

— O du, des Himmels Licht,
Schein' inwärts in uns, und durchstrahle uns
Den Geist in allen Kräften. Pflanze da
Uns Augen und treib allen Nebel weg
Von innen, daß wir Wahrheit seh'n und reden!
Wie sie in Dir ist; Wahrheit, die die Menschen
Heilt, und belehrt und stärkt zum ewigen Leben!

„Was würkt, sagt ein großer Schriftsteller: was würkt mit mehr Reinigkeit, Lauterkeit und Schnelle, als wie ein Lichtstrahl eilet? Vom Schlamm der Träge und anklebender zurückhaltender Materie frey; er fühlet sich nicht; ist sich nie im Wege, durchschneidet den andern, der andern Weges eilet, ohne Zurückbrechung, ohne Neid, und durchdringt, erleuchtet, erwärmt alles, was ihn aufnimmt. Wie er überall göttlicher Natur ist, und in jedem Punkte seinen Ursprung, die ganze Sonne spiegelt! schreibt Feuerschrift, Geistessprache, schafft Gedanken, Anschauung, Wärme, Belebung. Alle Wahrheit ist Licht: alle Güte, Seligkeit, Unschuld Lichtstrahl. Sie kann zurückgehalten werden, daß sie sich des Weges, da sie kam, fortwendet; aber ihre

Natur ablegen, in Schlamm und Träge verkehrt werden, kann sie nie."

„Also ist das Reich Jesu, wo Alles den Willen des Vaters thut, d. i. segnet, wie Gott segnet. Lichtstrahl ist aus der Sonne seiner Herrlichkeit, aus Jesu. An ihm hanget der Himmel, die Kette aller guten und lichtreinen Geister, die Kinder Gottes, seine Nachbilder, herrschende Mächte, Streiter und Lichtboten sind zu Allem was sie aufnimmt. In diesen Himmel soll die Erde aufstreben und hinauf geläutert werden, daß Menschen und Engel Ein Reich seyn des Lichts, der Kraft, des himmlischen Wesens: die Stadt des lebendigen Gottes, das himmlische Jerusalem, die Gemeine der Engel und Erstgebornen, die Fülle des Himmels und der Erden, Engel und geläuterter Menschen, an der Jesus das Haupt ist, daß Alles rein werde, sich aus Schlacken und Träge in Licht und Liebe an ihm verkläre — das ist der Entwurf des Reichs Jesu über die Welt hin."

Von dem Verfasser dieser Stelle, Herder, ist auch folgende Schilderung des Morgens, in Bildern der Schöpfungsgeschichte Mosis.

Der Morgen.

Komm heraus, Jüngling, auf's freie Feld und merke! Die urälteste herrlichste Offenbarung

Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, als großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde, sieh wie sie noch zusammenvermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde, Erde zum Himmel erhoben. „Die Erde ist wüste und leer, und Finsterniß auf der Tiefe.“ Kann man sich eine sinnlichere Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtschauers wie in unendlicher schwarzen Wüste denken? Wir fühlen den durchwehenden Nachtgeist, und den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und Alles durchnimmt — „webenden Geist Gottes auf der Tiefe.“ Wer ist's, der nicht, unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, einen Gott, eine kommende Regkraft der Natur athme!

— Und sieh! da Gott! da der Erste Lichtstrahl! „Licht! und es ward Licht!“

Und siehe! diese Entzückung, dieß unnennbare Morgengefühl, wie es scheint alle Wesen zu ergreifen, zu liegen auf der ganzen Natur. Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geist kam, und bereitete was zu erharren — noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gesenkt: die Stadtwelt, die vielleicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben: selbst die frühe Lerche steigt noch nicht: die Natur, ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind kommt und es wird Licht!

Still wird er eingeweiht, der Tempel. Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knospe füh-

len. Lichtstrahl! ein tönender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und schwingt sich; wehe dem Fühllosen, der diese Scene gesehn und Gott nicht gefühlt hat!

Siehst du jene stille Glorie, jene sanfte Augenwimper der Morgenröthe, wie sie jeden Augenblick weiter hinausschimmert, jeden Augenblick die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte! — Und wie stille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung! Erscheinung! Wer, der hier nicht niederfällt, anbetet, schweigend seufzt: „o wäre ewig meine Seele wie das Licht! wie dieser Gottes-Anbruch!"

Das Erwachen aus solchen Augenblicken ist immer einsilbig, und ich wette, bey jedem Unverdorbnen natürliches Gebet, Morgenseufzer und Preis Gottes —

„Geräusch und Lerm war nicht um ihn
„Da er die Welten dem Unding entwinkte."

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrahle, (und wo wissen wir, nicht selbst die Thiere?) empfunden. Dies nun kälter gedacht und in Worte gefaßt: „Siehe, wie das Licht gut ist!" Welch Grauen, welche Nacht ist vertrieben! wie sie sich dort immer mehr in schwarzen, ungeheuren Wellen forthebet! „Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel!" wie die beiden Massen im großen Unterschiede

neben einander stehen! der große Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel: dies heißt Tag, jenes Nacht. Jeden Morgen ist beydes neben einander feierlich sichtbar.

Und siehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webet! den zarten Flor der Luft und des Himmels so sichtbar spinnet! Alles vorher Ein Grau oder Schwarz, Himmel auf Erde, Erde zum Himmel erhoben — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet, der Himmel hebt und höht, die dunkeln Wolken träufeln ab, nebeln — es ist als ob da Licht und Wasser kämpfen.

Und oben — wie schon die Bläue hervorgeht, sich immer weiter wölbt und webet! Ein Phänomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre größte Kunst sehen — die allmählige Himmelhebung, die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten lachendsten Glanzesbläue. Der Morgenduft, der um alle Wesen am meisten in der Ferne, dem Bette Aurorens, schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schaffet. Was sind die Zauberteppiche der Glücklichsten gegen jenes allweite Naturgemälde selbst! Simpelste Erklärung der Worte der Urkunde: „Es erweitere sich zwischen Wassern und Wassern! und scheide sich zwischen Wassern und Wassern! und Gott machte die Weitung; die Weite nannte Gott Himmel.“

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert — da sondert und läutert sich unten die Erde. Wie sie sich in lichte und dunkle Massen theilet! wie ein großes Gebürge gleichsam entschleiert sich erhebt! Nun unter Thau und Morgenstrahl beblümt — die Rose öffnet allmählich ihren Busen, und die Nachtviole schließt ihre duftenden Kelche: der frühe Zephyr webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgenthau spiegeln, und der junge Baum webt und schauert und fühlet die Glieder im Morgenodem der erweckten Schöpfung! hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenröthe.

Siehe, da geht die Sonne auf! die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! König! das Auge kann nur Einen Anblick aushalten! Uebertrifft und endet Alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch! Nun erwacht Alles — alle Wesen wie

„— von diesem regen Feuer
„gestört! gestöret aus der Ruh!

Wie jener Silbersee dort mit Lebendigem aufwebt: die Fische spielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgengesang.

„Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
„mit früher Stimm' und frühem Flug.“

— Alles voll Regung, Gesang, Freude, und
Segen!
„Die Erde gebiert ihr Lebendes allerley
Art,
Thiere, Gewürm, Wild allerley Art.“

— Und siehe! Mensch, da stehest du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrscher der Schöpfung! von Himmel und Erden rufe den zerstreuten, betäubten Blick zurück auf dich! in dich selbst!

„Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
„in Harmonien ganz!
„Dich hat er mehr als Alles sonst beglückt,
„Er gab dir einen Geist,
„der durch den Bau des Alles dringt —“

betrachte dein Glück! deine Gestalt! deine Kräfte! deine große Bestimmung: höre über dir Rathschluß Gottes!

„Da gehet aus der Mensch an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend,“ sinnt, dichtet, waltet, nähret sich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen. „Alles, was Gott gemachet hatte, siehe! es war alles sehr gut.“

---

*) Herr, unser Herrscher! wie herrlich ist allweit Dein
Name!
Du, dessen Loblied dort droben schallet über den
Himmeln,

---

*) Der achte Psalm.

Und der sich hier den Mund des Säuglings zur Veste bereitet!
Herr! wenn ich Deine Himmel ansehe, Deiner Finger Werk,
Den Mond und Sterne, die Du gemacht hast —
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?
Des Menschen Sohn, daß Du Dich also sein annimmst?
Kaum hast Du ihn etwas unter die Engel erniedert;
Aber mit Ehre und Schmuck wirst Du ihn einst krönen.
Du hast ihn zum Herrn gesetzt über Deiner Hände Werk:
Alles hast Du unter seine Füsse gethan:
Schaaf und Ochsen und wilde Thiere:
Vögel in der Luft, Fische im Meer und was im Meer gehet.
Herr, unser Herrscher! wie herrlich ist allweit Dein Name!

Morgengesang am Schöpfungsfest,

von Klopstock.

Noch kömmt sie nicht die Sonne,
Gottes gesendete!
Noch weilt sie, die Lebensgeberinn.

Von Dufte schauert es noch
Ringsumher auf der wartenden Erde.
Heiliger! Hocherhabner! Erster!
Du hast auch unsern Sirius gemacht —
Wie wird er strahlen, der hellere Sirius der Erde!

Schon wehen und säuseln und kühlen
Die melodischen Lüfte der Frühe:
Schon wallt sie einher, die Morgenröthe,
Verkündigt die Auferstehung der todten Sonne!

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir, deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehn!
Herr! Gnädig!
Wir, deine Kinder, wir, mehr als Sonnen,
Werden auch aufgehn!
Hallelujah! Hallelujah!
Seht ihr die Strahlende, Göttliche kommen!
Wie sie da an dem Himmel emporsteigt!
Wie sie da, auch ein Gotteskind! aufersteht.
Hallelujah!

O der Sonne Gottes!
Und solche Sonnen, wie diese,
Die jetzo gegen uns strahlt,
Hieß er gleich dem Schaum auf den Wogen
Tausendmal tausend werden
In der Welten Ocean —
Und Du solltest nicht auferwecken?

Du, der auf dem ganzen Schauplatz
Der unüberdenkbaren Schöpfung
Immer und alles wandelt,
Und herrlicher macht durch die Wandlung:
Du solltest nicht auferwecken?
Hallelujah!

Die Farbe und das Licht.

Bin ich? wie; oder bin ich nicht?
So sprach die Farbe zu dem Licht!
Ich bin — und bin nicht: wechselsweise;
Oft, wenn ich meine Schönheit preise,
Erfahr' ich meine Nichtigkeit;
Bis du mich wiederum bestrahlest,
Mir Leben giebst und mich bemahlest.
Du glänzend Licht! ich bitte dich:
Was bist du? und wie nennt man mich?

Du heissest Farbe: sprach das Licht,
Und bist mein Kind, du irrst dich nicht.
Du scheinst in deiner Mutter Schöne,
Wenn ich dir meine Strahlen lehne.
So lange du nach mir verlangst,
Will ich dich immer neu bestrahlen
Und dich mit schönem Schimmer mahlen.
Doch hüte vor dem Stolze dich —
Ein Nichts bist du! nichts ohne mich.

„Wer aber bist du, glänzend Licht?“—
Das, sprach die Mutter, frage nicht;
Denn was du kannst von mir erfahren,
Soll dir mein Strahl schon offenbaren;
Und ihn auch fassest du nicht ganz.
Ja, wenn ich tausend andre Wesen
Zu neuem Abglanz mir erlesen,
So sehn sie zwar mein Angesicht:
Sind Farben, aber ich bin Licht.

Herder.

Ueber die Blumen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, m. Fr. zu Ihrer Blumenliebhaberey. Es ist das sanfteste Vergnügen, das Sie sich machen können, und wenn Ihre kindliche Seele mit ihnen sympathisirt, so wird es auch das bildendste für Sie seyn. Ihre Anmuth, die sorgsältige Wartung, die sie erfordern, die reizende Entwicklung und selbst das kurze Leben dieser holden Geschöpfe sind es, die ihre Pflege so freundlich, so unterhaltend machen, in ihrem Wachsthum an die Entwicklung, und in ihrem Verscheiden an die Flüchtigkeit unsers eignen Daseyns uns sanft erinnern. So klein sie sind, so haben sie doch eine sorgenlösende Macht in sich, und leicht vergißt man

bey ihnen nicht nur rauschendere Vergnügungen, sondern selbst manche Unannehmlichkeit und Bitterkeit des Lebens. „Es steckt, schrieb einst unser Freund C.C.B. im Reich der Pflanzen für den innern Menschen eine Kraft, die ich mundificans (die Reinigende) nennen möchte. Die Steine leben zu wenig, und die Thiere zu viel, um sanft zu intreßiren. —"

„Ich liebe die Blumen immer mehr, je älter ich werde;" sagte mir einst ein braver Mann in unserer Vaterstadt, dessen größter Ruhm die unbescholtenste Redlichkeit ist. Ich liebte ihn um dieses Wortes willen, das mir unvergeßlich ist, denn ich schloß daraus auch, sein Herz müßte immer sanfter und zärtlicher werden. «Si je livrois, sagt *Rousseau* in s. Dict. de Botanique: si je livrois mon imagination aux douces sensations que ce mot (*fleur*) semble appeller, je pourrois faire un article agréable peut-être aux Bergers, mais fort mauvais pour les Botanistes.» Ich verstehe diese Empfindung, und wenn ich unser, noch viel sanfteres Wort Blume nenne, so meine ich das zärtlichste, sanfteste, lieblichste Wesen der Natur genennt zu haben. Es ist eine widrige Empfindung für mich, eine Blume zu vernichten, und gerne sammle ich noch ihre Trümmer in meinem Blumentopf.

Ein Veilchen, ein wohlgezeichnetes Aurikelchen, dessen feiner Staub kaum berührt werden darf, eine Rose, die Königin der Blumen, würden das Meisterstück der Natur scheinen — wenn wir nicht ihrer viel tausende hätten. Der Schöpfer ist nicht nur der wei-

feste, mächtigste, majestätischte Werkmeister — er ist auch der zärtlichste, und was wir von diesen Eigenschaften haben, haben wir allein ihm abgelernt. Die Blumen, der Gesang der Vögel, der im Schaum unsers Rheinfalls tanzende Regenbogen, die Schöne eines Menschenangesichtes, das Lächeln der Wangen, die feine Sprache des Auges u. a. sind eben so viel Beweise, daß er nicht blos für den Nutzen, sondern auch für die Lust der Menschen schuf, seine Natur weiß, wie ein weiser Lehrmeister, Scherz und Ernst zu verbinden, und eben so gut zu belustigen, als zu betäuben. Oder hat er Engeln seine Kunst verliehen, und hat jeder für sich ein Blümchen auserwählt, und seinen Fleiß angestrengt, um die ganze Feinheit, Zärtlichkeit und Lieblichkeit seines eigenen Wesens darin abzudrücken? oder sind sie alle auf ein einziges Machwort des Schöpfers aus seiner unübertrefflich herrlichen Idee hervorgegangen, geschmückt mit einer Pracht, gegen welche Salomons Herrlichkeit Kinderei ist? — Phantasien, je reitzender je besser, sind bei Blumen erlaubt, sie reitzen uns selbst dazu, sind selbst Gebilde der schönsten edelsten Phantasie. Aber wir wollen uns nicht weiter in sie vertiefen, und diese Phantasien nicht mit Mühe pflanzen, sondern wachsen lassen, wie sie wachsen wollen. Rousseau's Briefe über die Botanik sind für Sie, die Sie nur als Liebhaberinn, nicht als Gelehrtinn, dieselbe treiben wollen, hinreichend, Ihnen für den Anfang Lust zu machen, und die nöthigsten Vorkenntnisse zu geben.

Der alte fromme Paul Gerhart hat in dem schönen Frühlingsliede: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Frühlingszeit an deines Gottes Gaben rc." der Blumen auf eine recht herzliche Weise Meldung gethan. Der feine, zart und genau, oft nur zu künstlich ausmahlende, unter dem Schwarm poetischer Großhansen mit Unrecht vergessene Dichter Brokes hat in seinem irdischen Vergnügen in Gott, (aus dessen 7 Bänden Hagedorn das beßte in einen gesammelt hat) viele Blumen, die Veilchen, Hyacinthen, Aurikeln, Rosen, Pfirsichblüthen, Mohnblumen, Kaiserkronen u. a. sehr schön und geistreich besungen, und ich setze zum Abschied für heute seine Anrede an eine verwelkende Hyacinthe hieher:

„Verblüh denn itzo nur, geliebtes Frühlingskind,
Mit Zierde, Lehr und Lust erfüllte Hyacinth!
Und lege wiederum die zarte Schönheit nieder,
Das Bild der irdischen Vergänglichkeit und Pracht;
Verwelke nur allmählig wieder —
Du hast allhier, was du gesollt, vollbracht.
Dein Zweck und deine Pflicht war: Gottes Macht zu zeigen.
Du hast, da du so schön geblühet und gegrünt,
Auf Leitern der Natur zu Gott zu steigen,
Als eine Sproße, mir gedient!

Was muß der Gott, der in der Erde Schoos
Solch eine Balsamkraft und Schmuck vermag zu legen,
Doch wohl für Herrlichkeit in seinem Himmel hegen!"

Musik.

Schüchtern wage ich es, einige Worte über Musik zu stammeln, ich, der ich selbst kein Musiker bin, und kaum ihre ersten Anfangsgründe, so fern sie eine Kunst ist, kenne. Aber meine Serena fodert nicht Kunstgeschwäz, sondern Empfindung.

„Wo diese reinen Töne zu Hause sind, da ist unser Vaterland!" sagte ich einst jemand ins Ohr, da uns beide die Himmelstöne der Harmonika entzückten.

Jedes Wesen im ganzen Weltall, jeder Ausdruck anderer Wesen, selbst das uns unsichtbare Licht, von dem wir nur die Quelle sehen, selbst jeder Ton, ist ein Ausdruck des Schöpfers, kommt, möcht' ich sagen, aus dem Innersten seines Wesens, aus seinem Herzen, und spricht an unser Herz! Er spricht zu uns, wenn wir ihn hören wollen. Auch die Töne, obgleich sie bloß ein Spiel der Luft zu seyn scheinen, sind von Ihm und in Ihm, dem Ursprung alles Schönen, und wie viel reiner, wie viel beseligender werden sie die vernehmen, die in den reinern Lüften einer neuen Erde leben, und in Ihm in ihre Ruhe eingegangen sind, da schon in diesem Leben Ruhe des Herzens — und ach! was ist unsere Ruhe? — die eigentliche Seelenstimmung ist, worin Musik empfunden werden will und kann.

Johannes hörte die Engel auf Harfen spielen. Ist es nur ein Dichtereinfall? wollte nur seine Imagina-

tion den Geistern des Himmels das schönste, was die Erde hören kann, leihen? Oder hörte sein entkörperter Geist wirklich eine Himmelsharmonie, die noch kein sterblich Ohr vernommen hat? — Sey's was es wolle! Was uns hier am reinsten erfreut, wird uns dort wieder und noch vollkommner erfreuen. Wenn die Betrachtung der Harmonie aller Dinge ein Theil des Vergnügens der Seligen seyn wird: warum sollte nicht auch ihr himmlisches Ohr durch die unsichtbare Harmonie der Töne befriedigt werden?

Laß mir diese süßen Träume, Sie befriedigen in etwas die unangenehme Sehnsucht, die mir, wie der letzte Ton dieses seelenvollen Instrumentes verschwand, zurückblieb. Wir fühlten, daß diese Töne nicht irdisch sind, obgleich sie von irdischer Luft gebildet wurden. Wie alle Reiche auch der körperlichen Natur durch die unmerkbarsten Uebergänge in einander geschmelzt sind, so sind Licht und Ton der Uebergang von der irdischen zur geistigen Schöpfung. Man kann sie zwar Erscheinungen der Körperwelt nennen: aber giebt es einen geistigern Körper als das Licht? Giebt es etwas körperlichers, das so gerade unsere Seele berührt, und entweder als die feinste Zauberin uns bald, zu unserm Schaden, aus uns selbst heraushebt, bald unserer Empfindung Flügel leiht, die den Himmel berühren, als die Musik?

Reine Töne, wie des Claviers oder der Laute, die so viel Harmonie und Wohlklang, oder wie die der Harfe, der Harmonika, oder selbst der Glocken, die

etwas volles, schmelzendes, wehmüthiges haben, sprechen so innig mit unserer Seele, als wären sie ihre Schwester, als sprächen Engel mit ihr, die dem armen Geist in seiner Unruhe und Noth den Balsam des Paradieses zur Erquickung reichen wollten. Sie sprechen nicht Worte, aber wie beredt sind die Redner, die nicht der Worte bedürfen, um gerade auf's Herz zu dringen! Worte sind die Kleider der Gedanken, und eine sehr irdische Hülle — reine Töne sind mehr unserer Natur, sie sind die allgemeine Sprache des Menschengeschlechtes, die Seele ist bei ihnen über die Worte weg, und fühlt ihr entkörpertes Wesen selbst.

Und was sprechen sie zu uns? — Ihre Sprache hätte nicht so viel Macht auf unser Herz, wenn ich sie in Worte fassen könnte: sie sprechen nicht, sie geben blos Ahndung der Harmonie, nach der die Seele selbst geschaffen ist: der Unschuld, Reinheit, Einfachheit und Mannigfaltigkeit, die dem Lichtstrahl gleichet, der nur Ein Wesen ist, und mehrere Farben in sich hat, oder dem Schöpfer, der nur ein Gedanke ist, in welchem aber alles liegt, was ist und war und seyn wird.

Itzt ist unsere Seele verstimmt, aber sie fühlt, daß sie's nicht seyn sollte, und hat mithin die Erinnerung der alten Harmonie noch in sich. Reine harmonische Töne und oft die einfachsten, oft ein gemeiner Kirchengesang, oft nur einzelne Laute der Empfindung rufen sie in ihr zurück, und da wird dem zarten Genius so wohl — und so übel! denn er weiß, wie bald

dies wieder anders seyn wird, und in der nächsten Stunde der Mißton wieder Oberhand hat. Sie erregen ein stilles heiliges Heimweh in ihm, er möchte mit Flügeln nach seiner Heimath eilen, und siehe, die Luft trägt ihn nicht! die Brücke von der in jene Welt ist dem müden Wanderer abgebrochen! — Daß verschwisterte Geister uns eher auf ihren Fittichen hinübertragen als zurücklassen werden — o möge dies in jedem Augenblick, wo eine innere oder äußere Harmonie verstummt, ein freundlicher Genius uns mit all seiner Liebens= und Lebenskraft sanft zuflüstern!

Einzelne Gedanken über Musik.

1.

„Der Heiligkeit eines Kirchendienstes geschieht nichts zu Leid, man mag seine Musik für so elend halten als man will, weil es ihre Absicht nicht ist, sich Menschen zu empfehlen. Warum sollte sie, die eine Magd im Hause des Herren zu seyn gewürdigt wird, um sterblichen Geschmack buhlen, wenn der Höchste ihre Niedrigkeit ansieht, und sich eben dadurch bewegen läßt, sein Ohr zu ihr zu neigen; was Menschen hingegen entzückt, oft ein Greuel vor Gott ist. — Der sich die Stimme der Raben, wenn sie ihn anrufen, gefallen läßt, und den Mund der Säuglinge zum Herold seines Ruhms bereiten kann, zieht den

Ernst eines erstickten Seufzers, und eine zurückgehaltene Zähre der spitzfindigen Gerechtigkeit des Wohlklangs und dem Nierenfett der Chöre vor. — Doch ist es allerdings um unsertwillen geschrieben, auch ein neues Lied zu singen, liebliche Psalmen*) mit wohlklingenden Cymbeln zu vermählen, es gut zu machen auf Saitenspielen mit Schalle, den Herrn schön zu preisen, damit unser ganzes Herz zu seinem Lob erwache, und Leib und Seele sich freuen mögen Gottes, unsers Heilandes.

J. Georg Hamann.

2.

Ein großes Concert ist ein Meisterstück des menschlichen Kunstsinns. Es ist beinahe ein Wunder, so viele und so verschiedene Instrumente gleichsam mit Einer Hand zu rühren, mit Einer Seele zu beleben, und Empfindung, Leben, Geist hervorzubringen — wodurch? blos durch regelmäßige Erschütterungen der unendlich beweglichen, tausendfach bildsamen Luft! Und wie ist diese überdas noch so irdisch, mit den unreinsten Dünsten beschwert! Leben einst die Auferstandenen auf der neuen Erde und in reinerer Luft, so werden sie Himmelsmusik haben. Behalten sie ihre Persönlichkeit, so werden sie auch Gehör behalten. Soll der ganze Mensch bleiben, so wird ihm auch dieser reiche, vielfassende Sinn nicht genommen werden.

(* Psalm XL, 4. XXXIII, 1 — 3. LXXXI, 2. 3.

3.

„Die Götter haben aus Mitleiden mit dem mühseligen Leben der Menschen freudige Feste und an denselben Ruhe von der Arbeit für sie angeordnet, und sie selbst sind die Mitfeyrer derselben. Andere Thiere haben für Ordnung und Mangel an Ordnung, für Wohl- und Uebelklang keinen Sinn. Uns aber haben die Götter selbst dieses gelehrt, denn darauf beruht unsere ganze Sittenlehre u. s. w."

Plato.

4.

„Nicht der ist ein guter Sänger, der gut, sondern der Gutes singt, und mit seinem Gesang uns irgend eine Tugend, irgend eine gute Empfindung einflößt, denn nur die Tugend allein macht uns wahrhaft glücklich, und nur was tugendhaft ist, ist folglich wahrhaft schön."

Eben derselbe.

5.

„Warum sind die, die eine sanfte Musik lieben, gewöhnlich gefühlvoll und menschlich? — Weil das Vergnügen, das ihre Sinne genießen, bis in ihre Seele dringt, und alle Wildheit und Rohigkeit vertreibt. Nun dringt kein einziges sinnliches Vergnügen tiefer in die Seele, als das uns eine sanfte Musik macht. Und so wie durch Arzneyen, die unsern Körper reinigen, auch die Seele heiterer wird, so heilt umgekehrt die Musik den Körper, nachdem sie vorher die Seele geheilt hat. Daher haben die Alten den

Apollo zum Gott der Musik und der Arzneykunst gemacht. Alle übrigen Vergnügungen, hauptsächlich die des Gefühls und Geschmacks, bleiben im Körper ruhen."

Bodinus (Theat. d. Natur, S. 459.)

6.

Socrates war einst, da er schon alt war, in Gesellschaft einiger junger Leute, die auf Saiten spielten, und bat sie, ihn diese Kunst auch zu lehren. Als einige ihn darüber tadelten, sagte er zu ihnen: „Sollt' ich mich schämen, eine so nützliche und nothwendige Kunst, die ich seither nicht konnte, noch in meinem Alter zu lernen?"

7.

Als der atheniensische Gesetzgeber, Solon, bei einem Gastmahl seines Bruders Enkel einen Gesang der Dichterin Sappho singen hörte, ergötzte ihn das Liedchen so sehr, daß er dem Knaben befahl, es ihn zu lehren. Als jemand ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „daß ich es lernen und dann fröhlicher sterben könne!"

8.

Musika ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht.

Die bösen Fidler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine gute Kunst die Musika sey; denn weißes kann man besser erkennen, wenn man schwarzes dagegen hält.

Musika habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, ist guter Art, zu allem geschickt.

Singen ist die beste Kunst und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, ist nicht vor Gericht, noch in Hadersachen. Sänger sind auch nicht sorglich, sondern fröhlich, und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg.

Wer die Musikam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Denn die Musika ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht der Menschen, so vertreibt sie auch den Teufel, macht die Leute fröhlich, und vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und andere Laster. Ich gebe nach der Theologie der Musik den nächsten Platz und höchste Ehre."

Diese Worte sind von Doktor Luther, der selbst mehrere Lieder verfaßte und componirte; (Ein' feste Burg ist unser Gott — Nun freu dich, liebe Christeng'mein u. a.) Wöchentlich hielt er Privatconcerte in seinem Haus. Der berühmte Händel gestand, daß er seine Compositionen studirt und ihnen das Beste zu danken habe.

Zum Schluß empfehle ich meinen Leserinnen unsers seligen Pfenningers letztes Buch: Briefe an Nicht-Musiker (Zürich 1792.) worin die edle Seele ihren Schwanengesang gab.

Bemerkungen über den Umgang.

1.

Laß jedem guten Menschen die frohmachende Freiheit im Umgang mit dir über das zu reden, was ihm am liebsten und angelegensten ist, sollte es dich auch nicht gerade am meisten intressiren. Es ist Menschlichkeit, und die feinste Güte.

2.

Die Menschen sind die unerträglichsten im Umgang, die nie das Wort aussprechen können: Ich habe mich geirrt!

3.

Es ist eine Unart vieler Menschen, selbst solcher, die auf feinen Ton Anspruch machen: ganze Abende durch von Dingen zu reden, woran nur die wenigsten in der Gesellschaft Theil nehmen können; verblümt von Geheimnissen, (ach wie elenden Geheimnissen!) die nur sie wissen; von abwesenden Personen, die niemand sonst kennt; Anspielungen zu machen, die niemand versteht u. s. w. Im Grunde ist dies die kleingeistigste Eitelkeit, und der lächerlichste Stolz. Gutdenkende Menschen sehen immer darauf, daß in ihrem Kreise alles froh, und niemand gedrückt oder hintangesetzt sey.

Freilich manche Gesellschaften des gewöhnlichen Schlags haben gar keinen Zweck ihrer Zusammenkunft; wer aber den unaussprechlichen Werth der Zeit

kennt, wird keine Stunde vorbeigehen lassen, ohne etwas Gutes zu geben oder zu empfangen. Es giebt, auch im Umgang, eine Gerechtigkeit gegen andere, für welche wenige Sinn zu haben scheinen, und eine feinfühlende, freudenerfindende, und gern erfreuende Humanität, die eine der liebenswürdigsten Tugenden eines wahrhaft edeln Menschen ist. Wer gerecht ist, ist es im Allerkleinsten, wie im Allergrößten.

4.

Nächst dem individuellen Vergnügen, das uns eine nicht ganz geistleere Gesellschaft gewährt, ist der Nutzen der größte, den Salomo angiebt: „Ein Messer wetzet das andere, und ein Mann den andern.“ Die Stubengelehrten werden nicht also gewetzet. Doch wird ein Kluger eben so sehr, als er gute Gesellschaft suchet, solche fliehen, wo er fürchten muß, vollends stumpf zu werden: welches bisweilen der Fall ist.

5.

Ein pöbelhafter Mensch, der seinen Ruhm darin sucht, in Gesellschaften den Hanswurst zu machen, ist nur bei seinesgleichen angenehm, bei Edeldenkenden gewiß verächtlich. Ernste Wahrheit, ächtes Gefühl herrscht nicht bei einem Menschen, der alles mit dem Geifer seines Lachens besudelt, und der Witzling, der bloß durch Witz glänzen will, wird gewöhnlich am Ende der langweiligste Gesellschafter.

6.

Lerne endlich, sagte ich einst M—, nach so man-

cher peinlichen Erfahrung, die du gemacht hast, die Weisheit, in vermischten, zumal lauten, Gesellschaften gar nichts von deinen Herzensbedürfnissen, gar nichts von höhern Dingen zu sprechen, denn dieses heißt Perlen vor die Schweine werfen. Horche erst, und merke, in welchem Kreise du dich befindest! —

7.

Die Gastgebote der Alten waren prächtig, aber höchst einfach, und gewöhnlich wurden Musikanten dazu gezogen. Ihre Trinklieder, von denen man noch viele hat, waren keine lüderlichen Sauf- und Gassenlieder, sondern sie priesen Tugend, Schönheit, Freude, Gesundheit, Freundschaft. (Einige der schönsten sind in den Volksliedern, Leipzig 1778. Th. I. 266 — 270. und in dem Anhang zu Hagedorns Gedichten.)

Jopas, ein Sänger an der Tafel der Königin Dido zu Karthago, sang, wie Virgil erzählt, „den wandelnden Mond, die Arbeit der Sonne, den Ursprung der Menschen und Thiere, des Regens und der Blitze, die Gestirne, die feuchten Hyaden, den Wagen am Nordpol, die Ursache des Sommers und Winters u. s. w." Der große Cäsar frägt, bei Lucan, den Aegypter Achoreus, über die Natur und den Ursprung des Nilstroms, die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes und die Natur der Götter, „sintemal diese erkannt seyn wollen."

Hiedurch wurden diese Lehren veredelt, vom Staub der Schulen erlöset und in das gemeine Leben gebracht. Bei uns werden sie so oft mit mürrischem

Ernst, und Handwerksmäßig in finstern Stuben gelehrt, daß viele es für einen Verstoß gegen alle gute Lebensart halten, an der Tafel, zumal in Gesellschaft des schönen Geschlechtes, davon zu sprechen: als liebte dieses die Unwissenheit! daher der Ekel, den Viele vor Gesprächen solcher Art haben, indem der Mensch doch immer lieber munter, als ernsthaft und gespannt ist. Unser Frohsinn reicht höchstselten an den der Alten, unsere Humanität und Feinheit steht meistens hinter der ihrigen weit zurück, und man sieht aus mehr als Einem Zuge unserer Sitten und Denkensart, daß wir in rauhen, nordischen Ländern wohnen, und, trotz aller wissenschaftlichen Aufklärung, tiefer in der Barbarey zurück sind, als manche eingebildete Thoren glauben. Anstatt jener edeln Vergnügungen muß das Trödelwesen schaaler Neuigkeiten, feiner Medisance und elenden Mönchswitzes, die verlornen Stunden ausfüllen!

Die Alten hatten Familienmahlzeiten, (jährliche Opfer, 1 Sam. XX, 6.) die gewiß sehr viel beitrugen, Vertraulichkeit, Einigkeit und den Gemeingeist in den Familien zu unterhalten. Beim Virgil hat die Königin Dido einen Familienbecher, aus welchem alle ihre Vorfahren getrunken hatten, und der nur bei feierlichen Anläßen gebraucht wurde. Sie trinkt ihn an, und bietet ihn dann im Kreise herum u. s. f. Aehnliche Sitten kommen im Homer vor. —

Ein fröhliches Abendessen, mit Freunden bei denen man sicher ist, wo man über dem Gespräch das Es=

sen beinahe vergißt, und wo (N B!) nicht zu viele Speisen dastehen, ist einer der angenehmsten Genüsse des Lebens. Der Geist wird aufgeräumt, freie frohe Gedanken entwickeln sich: eben weil man ihn nicht allzusehr anstrengt, und eine angenehme Erinnerung bleibt auf lange. Ich erinnere mich solcher Gesellschaften noch von dreißig Jahren her mit Vergnügen. Je mehr Speisen dastehen, desto niedriger geht das Gespräch. Es bemerkte jemand, daß schon der Geruch von vielen Speisen den Aufflug und die Reinheit der Gedanken hemme.

Jener, unser Ideal, dessen Freude Erfreuen war, und der bei jener Mahlzeit bei zwo Schwestern das „Eins ist Noth" wohl auch zuerst in irdischem Sinn verstund, hatte von den gesellschaftlichen Freuden einen so hohen Begriff, daß er selbst die Herrlichkeit des Himmels einem Abendmahl mit den ehrwürdigen Gottesfreunden der Vorwelt vergleicht; womit er ein Bild giebt, das mancher fromme Pedant sich nicht erlaubt hätte.

8.

Der Umgang mit einem geistvollen, aber auch gutmüthigen Menschen über Gegenstände, die unsere Erkenntniß reell erweitern und veredeln, und wobei das Gemüth sich allem Schönen und Guten wie eine Blume öffnet, ist eine beinah überirdische Freude; und die dabey gefühlte Erhöhung der Seele hat darin die Beweiskraft in sich, daß diese Freuden Gaben des Urquells alles Guten und Schönen sind, und daß das

ewige Wesen es liebt, wenn wir in Wahrheit, Schönheit, Reinheit und in Vervollkommnung unserer geistigen Anlagen uns üben und zunehmen.

9.

Es giebt einen Widerspruch, der nicht beleidiget, ja die Anmuth des Gesprächs erhöht. Behauptet jemand eine Meinung, die wir nicht billigen können, so wollen wir nicht zuerst selbst in den Fehler fallen, der uns an andern oft so unangenehm wird: sondern uns von seiner Meinung die mildeste, günstigste Deutung machen, die sich ihr geben läßt, und ihn selbst auf diese zurücklenken. So wird er nicht beschämt, so befördern wir die Wahrheit, bauen ihm eine goldene Brücke zurückzukommen, und vermeiden den Streit.

10.

Es ist gefährlich, in der Gesellschaft sehr witziger Personen zu seyn; nicht alle, aber die meisten derer, die durch Witz unterhalten wollen, haben die Neigung es auf Kosten Anderer zu thun, die etwa Schwächen zeigen. Die Eitelkeit will nicht gern zurückestehn — und so geräth mancher sonst gerechte und gutmüthige unversehens mit darein, andere durchzuhecheln, um auf ihre Kosten die Gesellschaft zu belustigen.

Zuweilen hat diese Spottsucht einen tiefen Grund! Leute, welchen man schaden will, sucht man zuerst bei andern verächtlich zu machen; und man thut dieses, um seiner eigenen Blöße zugleich ein Feigenblatt umzulegen.

11.

Im Sirach (K. 31 ff.) sind mancherlei Umgangs- und Höflichkeits-Regeln, bei Mahlzeiten und sonst zu beobachten: die alle den Zweck haben, einen feinern Genuß der Freuden des Lebens uns zu verschaffen. Der fromme Greis verachtete den nicht, wie finstere und pedantische Frömmlinge etwa thun.

Schwatzhaftigkeit.

1.

„Wenn beständig und viel und schnell reden, ein Beweis von Klugheit ist, so sind die Schwalben die klügsten Geschöpfe:" sagt der griechische Dichter Euripides.

Die Göttin Latona verwandelte einst einen Haufen geschwätziger Bauern in — Frösche.

2.

Nie ist M. stiller als in Gesellschaft eines Schwätzers: erstlich, weil er muß; zweitens, weil die Ansicht, wie viel unnütze Worte mit herausströmen, wo alle Schleußen der Rede geöffnet sind, und wie lächerlich man sich bei vernünftigen Leuten damit macht, ihn abschreckt, auch nur genug und das Nöthige zu reden. Das Beste ist, in solcher Prüfung sich ganz leidend zu verhalten; denn willst du diesem

Wortstrom Dämme entgegensetzen, er reißt sie fort, er überplaudert dich, und ihm gegenüber werden deine Worte überhört. Der Schwätzer vermißt sich allemal, viel, viel wichtigere Dinge sagen zu können, als alle andern um ihn. Gehorche ihm also, und laß Schweigen und Prüfen dein einziges Geschäfte seyn!

3.

„Wer seinen Mund bewahret, der bewahret sein Leben.“ Salomo, und Sirach: „Hörst du was Böses, so sage es nicht nach, denn Schweigen schadet dir nichts. Offenbare es nicht, denn man höret dir wohl zu, und merket darauf, aber man hasset dich gleichwohl. Hast du etwas der Art gehört, so laß es mit dir sterben, so hast du ein ruhig Gewissen; 'denn du wirst ja nicht davon bersten! u. s. w. (Cap. XIX.) Wie viel Menschenkenntniß und Nachdruck liegt in diesen Worten!

4.

Im IX Cap. der Sprüche schildert Salomo die Thorheit, und das erste Attribut, das er ihr beilegt, ist: sie sey voll Schwätzens. Jeder Schwätzer ist nahe bei ihr, wo nicht gar sie selbst. Viel Redens, viel Thorheit. Man muß aber fortlesen, weil das zweite eben so wahr ist, und weit aus bei den meisten Schwätzern gefunden wird: „und — weiß nichts!“

5.

Zeno, ein griechischer Philosoph, sagte einem unaufhörlich plaudernden Jüngling: „Weißst du nicht,

daß wir darum zwei Ohren und nur einen Mund haben, daß wir viel hören und wenig schwätzen?"

6.

Eben dieser, als ein sophistischer Schwätzer, um ihn durchaus zum disputiren zu zwingen, ihn fragte: „Ist die Tugend auch nützlich?" antwortete blos: „Nein!" nur um seines Geschwätzes loszukommen. „Nie, sagte Phocion, hat es mich gereut, wenn ich schwieg, oft aber wenn ich redete."

Vom Argwohn.

Von allen Uebeln, die der Fürst der Finsterniß zur Qual der armen Sterblichen in der schwärzesten Nacht seiner Hölle ausgeheckt hat, ist wohl keines schrecklicher als der Argwohn, sein erstgebornes Kind. Daß er von unten herauf kommt, ist das mit ein Beweis, weil er die Nacht liebt, in der Nacht entsteht, sich in nächtlichem Dunkel verbreitet, und den heitern Tag des Friedens und der Vertraulichkeit in die Nacht des Grams und des Hasses zu verwandeln weiß. Kaum ein Uebel ist gefährlicher, weil seine Anfänge so unbedeutend und unmerkbar sind, und sein Fortgang sich so fein versteckt, daß ihm die Unschuld nicht beikommen kann, bis er mit voller Kraft ausbricht, um alles über den Haufen zu stürzen. Kein Band der

Liebe und Freundschaft ist stark genug, das nicht von ihm zerrissen werden könnte, wenn er wie ein unaufhaltbarer Strom daher bricht. Zu der Freundschaft gehört ein unbefangenes, trug- und harmloses Zutrauen: der Geist des Argwohns hat die höllische Freude, wenn er sich einmal nur in der Größe eines Senfkorns eingenistet hat, daß es mit jenem auf lange Zeit, wo nicht auf immer geschehen ist. Die zärtesten Empfindungen, die feinsten Gefühle der Liebe werden von ihm wie ein Augapfel von Dornen verletzt, und je zärter eine Beleidigung, desto unheilbarer ist sie. „Die Zunge, ein klein Glied, sagt Jakobus, welch große Dinge richtet es an! Siehe, ein klein Feuer, welch einen Wald zündet es an! Sie zündet an all unsern Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist!" Verflucht sey der, der wissentlich und grundloser, boshafter Weise uns gegen unsere Freunde Argwohn einflößt! Lieber ermorde er uns, so hat es mit unserm Marterleben ein Ende!

Die beßten Menschen, wenn Argwohn sie beherrscht, sehen sich selbst nicht mehr gleich. Die vernünftigsten, überlegendsten Menschen verschließen aller Ueberlegung, mithin aller Ueberzeugung vom Gegentheil, den Zugang zu sich, und werden wahre Schwärmer für das Gespenst ihrer Phantasie. Die heilige Schrift sagt irgendwo in einer Schilderung des künftigen goldenen Zeitalters: „Die Menschen werden einander trauen," und verheißt uns damit die Ertödtung dieses Ungeheuers.

Der Argwohn gebiert Verleumdung, und ist auch in diesem Sinn die Mutter aller Ungerechtigkeit, ein schlangenartiges Wesen, das endlich aus Zorn seinen eignen Schwanz zerbeißt.

Beim Argwohn fängt endlich selbst die Unschuld an, an sich zu zweifeln, und ihr Zutrauen auf sich selbst zu verlieren. Aber ihre Seufzer sind feurige Kohlen auf das Haupt dessen, der der Ursächer davon ist. „Wie wir uns von den Sitten eines jeden eine Meinung machen," sagt irgendwo ein alter Schriftsteller, „so beurtheilen wir das, was er thut —" so ungerecht, als wir ihn beargwohnen, so gütig und nachsichtig, als gerecht wir gegen ihn sind. Schwer, fast unmöglich ist es, über einen Menschen billig zu urtheilen, dem wir nicht ganz gut sind. Ein kleiner, geheimer, uns selbst oft unbewußter Widerwille pflanzt schon einen Nebel, eine grüne oder gelbe Brille vor unsere Augen, daß uns der Gegenstand nie mehr klar und gerade, sondern immer verdreht erscheint; würden wir alsdann auch mit Engelssprache gewarnt — es ist in den Wind geredt! und das Herz findet gerade in der Entschuldigung selbst wieder neues Gift, oder giebt vielmehr durch dieselbe dem bereits in ihm liegenden noch mehrere Giftkraft. Wer Argwohn benehmen will, und wirklich benehmen kann, ist ein Bote Gottes, ein Bote des Friedens und der Ruhe, ein Engel. Aber nur denen kann er benommen werden, die redlich genug sind, ihn zu entdecken.

„So wie einer, der selbst gut ist, schwerlich Uebels

argwohnt, so erwartet der selten etwas Gutes, der selbst böse ist" — habe ich in einem Kirchenvater gelesen.

Der böse Mensch hält seinen Argwohn für ausgemachte Wahrheit, und will nicht sich des Bessern belehren lassen. Es ist ein harter Sinn, womit er darauf hält. Jedes Sandkörnlein wird in die Waagschaale, worin des Nächsten Fehler liegen, gelegt, und sein Gewichtlein zum Centner gemacht, oft sogar mit dem Bewußtseyn, daß es doch nur ein Sandkörnlein sey: dieß thut der Stolz des Menschen, der niemals Unrecht haben will. Hingegen ein Centner Gründe wird gegen seine Grille zum Sandkörnlein. Wir müssen es der heilenden Zeit überlassen, aber weder von der nächsten Woche, noch dem nächsten Jahr, sondern wenns gut geht, vom folgenden Jahrzehend Besserung erwarten.

Nur Gott ists möglich, nur Gott hat das göttliche Vergnügen, Argwohn, der sich in die Herzen guter Menschen ohne ihr Wissen und Schuld eingeschlichen hat, wieder herauszureissen, und ihnen damit mehr als die Hälfte ihres Glückes zu schenken. Und wenn je wir etwas thun können, so möchte es folgendes seyn:

1) Daß wir allen bösen Schein zu vermeiden suchen. — Doch wer kann sich vor dem allerscharfsichtigsten, vor dem, die geringsten Fehler vergrösserndem, Auge des Argwohns genug bewahren!

2) Daß wir den Argwohn in uns, sobald wir nur

merken, daß er empfangen ist, vor seiner Geburt zu ersticken suchen. Doch auch dieß ist kaum möglich! Eine Minute reicht hin, ihn zu empfangen, zu gebähren, und in Riesengröße vor sich zu sehen.

3) Daß wir uns so viel möglich von der argwohnenden Person zu entfernen suchen. Aber auch dieß glückt selten, und das Auge des Argwohns blickt weit in die Ferne.

4) Daß wir ihn der Zeit überlassen, welche am Ende gewiß der Wahrheit den Sieg giebt.

Hilft dieß alles nichts, so trage ihn geduldig, und kannst du dieses nicht, so fliehe in Wüsten, wo keine Menschen sind!

Etwas ins Ohr!

Aspasia, eine berühmte Griechin, hielt einst mit dem Xenophon und seiner Frau folgendes Gespräch:

„Sage mir, du Weib des Xenophons! wenn deine Nachbarin ein besseres Kleinod hat, als du — willst du lieber das ihrige oder das deinige?"

„Einfältige Frage," sagte sie, „das ihrige!"

„Wenn sie ein schöneres Kleid und einen kostbarern Schmuck hat, als du — willst du lieber den ihrigen oder den deinigen?"

„Den ihrigen! ohne Zweifel."

„Nun gut — hätte sie aber einen bessern Mann als du, wolltest du nicht auch lieber den ihrigen als den deinigen?“

Die Frau erröthete und — blieb die Antwort schuldig.

Aspasia wandte sich hierauf an ihren Mann: „Höre, Xenophon: Wenn dein Nachbar ein schöneres Pferd hat, als das deinige ist — welches wolltest du lieber?“

„Das seinige.“

„Und wenn er ein besseres Landgut hat?“

„Das seinige, das bessere nämlich.“

„Und wenn er eine bessere Frau hat?“ —

Hier schwieg auch Xenophon. Aspasia aber fuhr fort: „Weil ihr beide just das mir nicht beantwortet, was ich am liebsten hätte wissen mögen, wohlan! so will ich euch sagen, was ihr beide denkt: Du, Weib, wünschest den beßten Mann zu haben, den man finden könnte! und du, Mann, die beßte und artigste Frau. Wenn ihr also nicht selbst alle euere Kräfte anstrengt, einander so zu bilden, daß es weder einen bessern Mann, noch eine bessere Frau auf Erden giebt, so werdet ihr immer fortfahren, ein jedes sich nach dem zu sehnen, was besser ist, als sein Gatte, damit Xenophon der Mann der beßten Frau, und seine Frau das Weib des beßten Mannes werde.“

* * *

Daß doch ein Weib das sagen mußte! Doch — Naivetät und gesunder Verstand ist zuweilen mehr Euer

Theil als der Gelehrten (hommes des *lettres*), und ein verständiges Weib giebt dem klügsten Manne nicht nach. Die kluge Aspasia mag dieß gewußt haben: Denn wenn sie Xenophons Frau erst nach ihrem Manne gefragt, und nicht so schalkhaft überrascht hätte — wer weiß, was sie für eine Replik empfangen hätte!

Uebrigens aber, liebe Serena, ist der Schluß der Aspasia ganz richtig, daß Ehegatten nie ganz glücklich bei einander seyn können, wenn sie nicht überzeugt sind, daß keines von beiden einen bessern Gatten hätte finden können; daß sie mithin alle Kräfte anwenden sollen, sich in dieser guten Meinung zu erhalten, d. h. einander gut zu machen, als zu ihrer wechselseitigen Zufriedenheit nöthig ist. Aber wie das anfangen? Einer, die bereits in so guter Uebung ist, darf ich das nicht sagen, wohl aber andern!

Viele Leute haben die Gewohnheit, von ihren Vertrauten zu fordern, sie sollten ihnen jedes Mißfällige alsogleich auf der Stelle anzeigen. Nichts zu sagen, daß man damit oft sehr unrecht ankommen könnte, so hat überhaupt diese Art, einander zu belehren, etwas plumpes und gar zu docentenmäßiges. Aber auf den gelegenen Augenblick warten, um das, was wir sagen wollten, dem Freunde so sanft und artig, als es uns möglich ist, zu verstehen zu geben, und gleichsam einzustreicheln (wozu es besonders in der Ehe weder an Gelegenheit, noch den Serenen an Fähigkeit fehlt) — das ist Feinheit der Lebensart, das ist ein goldener Apfel in einer silbernen Schale!

und der Zweck wird gewiß dadurch unendlich besser und sicherer erreicht. Wie viel vertraute Augenblicke, wo man einander alles vergiebt, giebt es nicht bei einem guten Ehepaar? Diese ergriffen, in solchen sich mit Liebe, Feinheit und jener liebenswürdigen Artigkeit und Unschuld, die alles gewinnt, mitgetheilt, dies bewirkt nicht nur die erwünschte Absicht vollkommen, sondern unterhält auch die gegenseitige Achtung, die doch gewiß auch Ehegatten für einander haben müssen.

Wie glücklich ist das Paar, das sich gleich im Anfange seiner Verbindung einen festen Zweck des gemeinschaftlichen Wirkens vorsetzt! und einen so reinen und guten, daß er nach einer innerlichen Nothwendigkeit sie glücklich machen muß, so lange sie ihm treu bleiben. Noch glücklicher aber, wenn es sich einen solchen nicht erst zu bilden nöthig hat, wenn er schon damals, als sie sich noch unbekannt waren, in jedem ihrer beiden Herzen lebendig war! Denn gerade zu der Zeit — wo die Kosten zu dem Thurmbau berechnet werden sollten, giebt es so viel Stunden und Tage, die bloß der Liebe — (und die wahre Liebe weiß, wie ein Kirchenvater sagt, nicht richtig zu urtheilen!) gewidmet sind, und die Phantasie ist alsdann noch so sehr im Fluge, daß, wenn man solche ernsthafte Grundsätze nicht schon vorher bei sich ausgemacht hat, sie wahrlich am schwersten in dieser Zeit ins Reine gebracht werden können.

Es giebt eine Liebe, die durch Traktaten besiegelt und mit Geld erkauft wird, von der reden wir hier

nicht, weil in einem Buch für das weibliche Geschlecht nichts, bloß spekulatives, vorkommen darf. Eine Liebe hingegen, die zeitlebens dauern soll, muß, neben der Neigung des Herzens, auf Grundsätzen und Ueberlegung ruhen, oder sie ist bloß Buhlerei und Affenliebe, die in kurzem ihres Gegenstandes müde wird. Wohl den Herzen, die unendlich stärker durch die Natur als durch den Priester verbunden sind! Ein Zweck ist's, auf den sie mit vereinigten Kräften stillschweigend losarbeiten; keine süße Empfindung, keine frohe Hoffnung wird verschlossen bleiben, je länger je mehr wird auf diesem Wege jedes sich nach dem Bilde des andern gestalten, und wie eines ist, so werden beide seyn. „Die Schöpfung kennt nichts edleres, als zwo freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordene Herzen und Leben. —"

Glücklich, ja überglücklich der Jüngling, dem — Eigenliebe vielleicht, oder Phantasie, oder Mißtrauen gegen sich selbst, oder jene Schüchternheit, die sich selten oder nie ganz dem Freunde öffnete, die Augen über sich selbst bisweilen verblenden — glücklich, wenn er eine Gattin findet, die Feinheit genug hat, ihm das zu verstehen zu geben, was sich nicht geradezu sagen läßt; die Muth genug hat, im Fall der Noth es deutlich heraus zu sagen; Weisheit und Verstand genug, durch Liebe nicht so weit sich verblenden zu lassen, um an ihrem Geliebten das weiß zu nennen, was an andern Leuten schwarz ist; und von deren

Herzensgüte er so tief überzeugt ist, daß er jedes warnende Wort von ihr als eine Stimme der Liebe und der redlichsten Treue ehren kann und muß! Sie wird ihn — der schönste Wunsch und Lohn eines edeln Weibes! — zu einem glücklichen Manne machen, und seine Bildung vollenden. Er wird, wäre er es auch vorher gegen andere nicht gewesen, gerne ganz offen gegen sie seyn, und beide sich innerlich so glücklich fühlen, daß sie einer Aspasia frei antworten dürften: „Andere mögen schöner, gelehrter, witziger seyn — meine Gattin, mein Gatte ist mein! Der Grad, die Art seines oder ihres innern Gehaltes paßt so ganz und so glüklich zu dem meinigen, daß ich weder rechts noch links sehe, und mich ganz in ihm, in ihr, zufrieden fühle!“ Ein Punktum, das allem Mißvergnügen, aller Leerheit, aller Unzufriedenheit und allem Nebenschielen ein glückliches Ende macht.

Blätter ins Taschenbuch.

1.

Beim weiblichen Geschlecht ist vieles, was man beim männlichen Vernunft zu nennen pflegt und Folge von Vernunftschlüssen ist, guter Geschmack: ein natürliches Gefühl des Wahren, Schicklichen, Guten,

Schönen. So wichtig ist also eine gute Bildung desselben in der Jugend, obschon sie oft als unwichtig verwahrloset wird; da sie auf die künftige Haushaltungs-, Umgangs- und Erziehungsweisheit einen weit größern Einfluß hat, als gemeine Geister glauben.

2.

Es ist die Bestimmung der Natur, daß im Umgang der Ehegatten das Herz des Mannes durch das Weib, und der Verstand des Weibes durch den Mann gebildet werde. Wenn, wie es oft geschieht, die Wirkung eines weiblichen Charakters auf den Mann größer ist, als seine Gegenwirkung auf ihren Verstand: sind die Männer nicht selbst daran schuld?

3.

Egoismus und Eitelkeit sind unsere verborgensten, am tiefsten gewurzelten, am schwersten zu heilenden Fehler; sie verstecken sich vor uns selbst in hundert Larven der Selbstgefälligkeit, schöner Grundsätze, edeln Selbstgefühls, selbst religiöser Frömmigkeit. Die Eitelkeit ist zugleich so reizbar und verwundbar, daß sie durch nichts so sehr gekränkt wird, als wenn man, wenn auch mit schonender Hand, sie enthüllt, diese gefährliche Wunde auch nur berührt: auch wenn es ein Freund thut, in dessen Wohlmeinen man keinen Zweifel setzen kann. Selbst mit dem Geständniß von Fehlern, wenn sie es mit dem Gegentheil nicht thun kann, brüstet sie sich als mit unschädlichen Eigenheiten, und ist, wie Burke sagt, allvoracious, das ist

sie nimmt in ihrem Hunger mit jedem Futter vorlieb. Aber sie macht die Seele klein, das Herz enge. Nur ächte ungeheuchelte Demuth, eine Frucht redlicher Selbsterkenntniß, kann jene wieder groß, dieses wieder weit machen, Gott und die Menschen mit Liebe in sich zu fassen.

4.

Uebertriebene Aengstlichkeit für die Gesundheit des Körpers erniedriget die Seele unter den Körper, und beschäftiget sie so sehr bloß mit dem, was früher oder später, ungeachtet ihrer Sorgsamkeit doch vergeht, daß sie der Gedanken an bessere Dinge, an ihre, die geistige Gesundheit je länger je weniger fähig ist. Sie erstickt mithin eine Menge von edeln Anlagen, verbittert uns manche erlaubte Freude, macht unsern Umgang für andere zuweilen lästig und langweilig, schadet dem Ruf des richtigen Verstandes, den wir bei ihnen haben möchten; ist aber auch, weil der Mensch diese Pein selbst sucht, eine der unbesieglichsten Krankheiten des Charakters. Eine recht regsame Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften ist das beste Mittel dagegen. „Nimm dir etwas vor zu arbeiten, so widerfährt dir „keine Krankheit:" sagt Sirach — wenigstens keine Krankheit in der Einbildung, die zu den schlimmsten gehören!

5.

In der Verzierung seines Hauses muß man eine verständige Oekonomie beobachten, (Einfachheit ohne Ueberladung gefällt am meisten:) und immer dahin

trachten, daß das Sehenswürdigste im Hause der Herr, oder die Frau desselben sey.

6.

Junge Leute, die Anlage zur Verschmitztheit haben, sind oft in Versuchung, sich auf Kosten der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, selbst gegen ihre Gutthäter, zu bedienen, und können auf diesem Wege, besonders wenn unbesonnene Eltern oder Lehrer sie darüber rühmen, zuletzt die ärgsten Heuchler und ausgemachte Schurken werden.

7.

Nur wer sich herzlich freut, wenn ein Anderer das Gute noch besser macht als er, und ohne Aerger und Neid sich ihm darin hintansetzt: der ist wahrhaft ein Freund der Wahrheit, dem sie über Alles geht. Wo man nur für Meinungen und Eigenruhm streitet, da ist immer Neid und Eifersucht.

8.

Ein italiänischer Schriftsteller, Boccalini, erzählt eine Fabel, die wir uns merken wollen.

Ein Reisender wurde vom Gesumse eines Heuschreckenschwarmes so gequält, daß er in großem Zorn vom Pferd abstieg um sie — alle zu tödten; aber, siehe, da wurden sie noch wüthender. Hätte er seine Reise fortgesetzt, ohne sich um sie zu bekümmern, so wären die kleinen Geschöpfe hinter ihm zurückgeblieben, oder in wenig Tagen von selbst gestorben.

Aus der Brieftasche eines Freundes, J. B.

— — denn Freunden ist alles gemein; auch ist es nicht anständig, daß in der Gesellschaft nur immer Einer allein rede.

*

„Es giebt drey Classen von Menschen, welche mir mein Daseyn lieb und wichtig machen: Kinder — Freunde — Leidende und Sterbende. Bey den ersten sehe und liebe ich die Blüthe und Unschuld; bey den zweyten den edlen Genuß; bey den dritten das Abnehmen und Verschwinden des Lebens; ich finde mich selbst in ihnen, belehre und tröste mich.“

„Eine bekannte, aber oft vergessene und nie genug beherzigte Ursache, warum so wenig von dem geschieht, was von uns geschehen sollte, ist diese, daß wir immer zu viel auf Einmal wollen, und statt unsere Kräfte auf einen Punct zu richten, sie auf zu viele Dinge ausbreiten. Manche, ehe sie noch ihrem Hauswesen gut vorzustehen wissen, wollen schon Weltreformatoren seyn.“

„Ein Mensch, der Kinder liebt und von Kindern geliebt wird, ist entweder schon wirklich gut, oder die Thüre zum Gutwerden steht ihm noch offen.“

„Wenn Gott seine Gesandten von einem Menschen nicht zurückruft, d. h. edle Freunde nicht von ihm

nimmt; so ist das ein Zeichen, daß er die Unterhandlungen mit ihm noch nicht abgebrochen habe."

„Der Instinkt flößt der Mutter den Trieb ein, ihr Kind zu säugen und zu pflegen; die Vernunft aber sagt dem Kind, es solle dankbar jene Liebe vergelten. Daher so viele liebende Eltern, und so wenig dankbare Kinder!"

„Die feine, am Göttlichen sich weidende, Sinnlichkeit in uns ist vielleicht der Keim des künftigen verklärten Körpers."

„Sonderbar daß oft der höchste Grad von Weisheit und von Narrheit beide so scheinbar ähnliche Folgen haben — Glückseligkeitsgefühl!"

„Viele Menschen machen sich schätzbar durch das, was sie sagen; einige wenige aber durch das, was sie verschweigen. Diese sind die Stillen im Lande, die Veilchen, die unbemerkt im Grase aufwachsen. Suche sie, Wanderer, und nimm sie zu dir, ihr Wohlgeruch wird deine Seele durchdringend erquicken."

„Wer würde leben wollen, wenn das Leben nicht mit der Jugend anfienge, und wer heirathen, wenn nicht Liebe die Ehen stiftete?"

„Jupiter sah einst vom Olymp herab und bemerkte daß die Erdenbewohner, in grobe Sinnlichkeit versunken, alles feine Gefühl, und alle Sehnsucht nach ihrem rechten Vaterlande nach und nach zu verlieren anfiengen. „Die Menschen, sprach er, vergessen es ganz, daß sie zu etwas höherm bestimmt sind, und ihr Genius in ihnen würde auf immer einschlummern,

wenn ich ihn nicht zuweilen aufweckte." — Da sandte er Poesie und Musik auf die Erde hinab, und diese sagen den Menschen, in den schönsten Stunden der Begeisterung, was einst aus ihnen werden soll, wenn der Traum des Erdenlebens verschwunden seyn wird."

„Wenn das Christenthum so vortrefflich ist, warum haben es nicht alle Menschen? wenn Wein und Korn so vortreffliche Nahrungsmittel sind, warum wachsen sie nicht in allen Landen? Frage den Schöpfer! du Kritisirer. Hast du Korn und Wein, so genieße es, es ist deßwegen um nichts weniger werth, weil es andere nicht haben. Bist du ein Christ, so sey es; das Christenthum ist deßwegen nicht weniger göttlich, weil es nicht allgemein ist."

Der Lohn der Demuth.

„Ein Wassertropfe, so erzählt eine persische Fabel, fiel aus einer Thauwolke in die See, und da er sich in dieser unermeßlichen Fläche verloren sah, brach er in folgende Worte aus:

„Ach! welch ein unbedeutendes Geschöpfgen bin ich in diesem allweiten Ocean! ich bin in gar keinem Verhältniß mit ihm — ich bin gar nichts! bin weniger als das geringste der göttlichen Werke!"

„Von ungefähr war eine Austerschale in der Nähe,

die sich eben öffnete, und den Wassertropfen in der Mitte seines demüthigen Selbstgespräches in sich verschlang."

„Da lag er lange Zeit, und härtete sich nach und nach in seinem dunkeln Gefängniß, bis er endlich zu einer großen Perle reifte, welche ein Taucher aus dem Abgrund des Meeres heraufholte, und nach einer langen Reihe mancherlei Abentheuer wurde sie endlich die berühmte Perle, die auf der Spitze der persischen Kaiserkrone glänzt."

Ich gebe dir, m. L., ein Gegenstück zu dieser Fabel, das zwar den orientalischen Schmuck nicht hat, aber doch einmal von Einem wenigstens innig gefühlt wurde:

Ein Diamant lag lange unerkannt als roher Kiesel auf den Straßen von Golconda, zertreten von den Füßen der Menschen und Thiere, indem Sapphire, Rubinen und Granaten in den Kronen der Könige und im Halsschmuck der Mädchen glänzten. Endlich entdeckte ein fleißiger Arbeiter seinen innern Werth, schliff ihn mit Mühe, sein Glanz kam zu Tage, und bald strahlte er in der Krone des großen Aurengzeb.

Verzage nicht, verkannter Mitbruder, wenn du in den Augen der Menschen entweder gar keinen Werth oder einen andern hast, als du wirklich besitzest — Verzage nicht, wenn auch deine Liebsten unvertilgbare Vorurtheile gegen dich haben! Für jedes Ding kömmt seine Zeit. Auch für dich wird sie kommen, wo der falsche Werth, den man dir beilegte, verschwinden,

und dein wahrer, auch wenn du kein Diamant bist, welche selten sind, zwar erst, wenn du mit vieler Mühe abgeschliffen bist, erkannt werden wird; wofern du nur, ohne dich hervorzudrängen, mit stiller Demuth deiner Entwicklung harrest!

Sprüche der Griechen.

Es ist ein rührender, schöner Gedanke, an den uns der Apostel Paulus mehrere Mal erinnert, daß auch in den dunkeln Zeiten vor der Erscheinung Christi die ewig gute Gottheit sich niemand unbezeugt gelassen, und obgleich sie nur allein die Juden im Auge (nach dieser ihrer Meinung) zu haben schien, dennoch nicht nur die Herzen mit Speise und Wein erfreut, sondern auch zu allen Zeiten hie und da edle Seelen unter den Heiden mit höhern Strahlen ihres Lichtes beseliget habe. Sie sind wie Morgensterne, die einen heitern Frühlingstag der Wahrheit verkündigten, und ob ich gleich nicht behaupten will, daß wir von denen, die noch in der Dämmerung saßen, das Licht der Wahrheit und Tugend zu holen haben, so laße ich mirs doch nicht nehmen, auch diese Zeugnisse für sie, nicht nur um ihres hohen Alterthums, sondern hauptsächlich um des innigen Gefühls willen, das in ihnen herrscht, mit kindlicher Ehrfurcht

und Liebe zu verehren, und mich für diese Gottesmänner des hohen Lichtes zu freuen, das sie nun in einer bessern Welt mit vollen Zügen trinken werden: sie, die hier

— — — — — — „traulich
„Und rein ihr Ohr zu Gottes Stimme neigten,
„Und rein ihr Herz der Gottesflamme weihten."

Edelmüthig läßt der große Apostel, so begeistert er für die neue, für die, die sie einmal recht erkennen, allein seligmachende Lehre war, dennoch auch den Völkern Gerechtigkeit widerfahren, die in vergangenen Zeiten diese Wahrheiten nicht kannten und nicht kennen konnten, und behält ihnen einen Weg zu „Preis, Ehre und unvergänglichem Frieden" offen, wofern „sie, obschon sie das geoffenbarte Gesetz nicht haben, dem in ihre Herzen geschriebenen Gesetze folgen, und sich selbst ein Gesetz sind." (Röm. II.) Er schätzt und liebt das schwache Licht, welches weise und göttliche Männer des Heidenthums besaßen, so gerecht und so herzlich, daß er sich nicht entblödet, in seine Verkündigung des Evangeliums zu Athen (Apostel Gesch. XVII.) die schöne Stelle des griechischen Dichters Aratus einfließen zu lassen: „Wir sind seines Geschlechtes." Voll Bewunderung der Tugend jenes römischen Hauptmanns rief Jesus aus: „Wahrlich! ich sage euch: Viele werden kommen von Morgen und Abend, und mit Abraham, Isak und Jakob zu Tische sitzen. Aber die Kinder des Reichs —!"

Die Zeiten sind, Gott lob! vorbei, wo, was ein

Socrates, Plato, Aristides u. a. gutes redeten und thaten, glänzende Sünden genannt, und diese Menschen, die oft so viel besser waren als ihre strengen Richter, der ewigen Verdammniß ohne Barmherzigkeit zugesprochen wurden. Gern unterhalte ich mich mit dir an diesem schönen Sommermorgen über sie und ihre Weisheit, über die Weisheit derer, welche die ganze schöne Natur als einen Ruf zur Kenntniß und Verherrlichung ihres Urhebers ehrten, und auf Gottes Stimme in ihrer Brust demüthig und gehorsam lauschten; wir werden uns des vollern Lichtes, das der, der allein ganz Wahrheit ist, den Menschen brachte, desto herzlicher freuen. Es wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn, von allen Guten und über alle Gute.

Mit einer Ehrfurcht vor der Wahrheit, die zumal in unsern Zeiten höchst selten ist, sprachen die Heiden von göttlichen Dingen. Krates traf einst den Philosophen Stilpon auf der Straße an, und fragte: „Ob wohl die Götter am Gebet und Gottesdienst der Menschen Freude hätten?“ — „Rede nicht,“ versetzte Stilpo, „von so heiligen Dingen auf der Straße, sondern nur in der stillsten Einsamkeit!“ Wenn die Priester ihren geheimern Gottesdienst anfiengen, so riefen sie: „Verschließt die Thüre den Unheiligen! Verehrt, ihr Jünglinge, mit stiller Seele dieß Heiligthum!“

„Nur Ein Gott ist! Ja wahrlich, nur Ein Gott!
„Die kleine Erde, des Himmels Wunderbau,

„Das himmelblaue Meer, und Wind und Sturm
„Schuf er allein mit seiner Macht."
Sophokles.

„Schnell, so hoffen wir, eilt vom Staub zum Lichte der Todten
„Ueberbleibsel; dann werden sie Götter.*) Im sterblichen Menschen
„Ist der Geist ein Gottesgeschenk, des Ewigen Abbild.
„Mutter Erde gab uns den Leib, und aufgelöst wird er
„Wiederum Staub. Zu sich nimmt auf die Seele der Himmel."
Phokylides.

„Es warten Dinge auf die Todten, die sie niemals weder gehofft noch vermuthet haben."

„Die Menschen sind sterbliche Götter. Sie sterben im Leben, und leben im Sterben."

„Tod ist, was wir beym Erwachen sehen, und was im Schlaf — Traum."

„Wir steigen in einen Fluß hinein, und sind doch nicht in diesem Fluß: wir sind und sind nicht." (Ich lege dir diese Stellen als Räthsel vor, die du errathen magst!)

„Die Geschäfte der Menschen sind großer Aufmerksamkeit nicht werth, dennoch müssen wir sie ihnen schenken."

---

*) Die vielen Götter der Heyden waren, in den Augen der Weisern, ungefähr was unsere Engel: untergeordnete Geister des höchsten Wesens.

„Eines nur ist Weisheit, den Verstand zu erkennen, wie Er alles durch alles regiert.“

„Ein Volk muß für sein Gesetz mehr als für seine Stadtmauern streiten.“

(Diese Sprüche sind von Heraklit.)

„Habe Muth in allen Dingen! denn wir Menschen sind von göttlichem Geschlecht.“ Pythagoras, (dessen goldene Sprüche du aus Gleims Uebersetzung kennst.)

„Das höchste Gut läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Man erlangt es nicht anders, als durch lange und beständige Uebung. Es entzündet sich plötzlich in der Seele, wie eine Flamme aus dem Funken entspringt.“ Plato. (Der christliche Lehrer Origenes sagt von dieser Stelle: „Gott habe ihm dieses, sowohl als alles übrige Gute, das er sagte, geoffenbart.“ Folgende Stellen sind auch von Plato:)

„Eine der größten Sünden, die begangen werden kann, ist Unerbittlichkeit gegen Bittende. Solche Menschen bleiben nicht ungestraft, Gott selbst, bey dem der Bittende fleht, ist dessen Hüter.“

„Der gute Mann darf fröhlich hoffen, die Geschenke von Gott zu empfangen, die Er solchen zu geben pflegt, und wenn Unglück über ihn kömmt, daß Gott es ihm leicht machen werde. Ja was er gegenwärtig genießt, wird Gott ihm verbessern, und gutes Glück ihm niemals mangeln lassen. In dieser Hoffnung sollen alle leben, und immer mit Scherz und Ernst die andern zu fleißiger Erinnerung daran ermahnen!“

„O mein Sohn! du bist noch jung; die künftige Zeit wird machen, daß du manches, was du jetzt für gewiß annimmst, verwerfen wirst, und das Gegentheil glauben. Säume also bis alsdann, ein Richter über die wichtigsten Dinge zu seyn.“

„Ein Liebhaber sinnlicher Lust, des Leibes, des Reichthums — und zugleich ein Liebhaber Gottes kann man nicht seyn. Der Liebhaber der Wollust liebt seinen Körper, der Liebhaber des Reichthums wird aus Noth ein Freund der Ungerechtigkeit. Der Ungerechte aber ist unheilig vor Gott, weil er ungerecht gegen die Menschen ist. Und wenn du dann Hekatomben opfern würdest, so wirst du nur unheiliger dadurch, ein Gottesläugner und Gotteslästerer. Jeder Wollüstling ist ein Gottesläugner.“

Demophilus.

Ein Jüngling fragte einst den Socrates: ob er gewisse alte mythologische Erzählungen für wahr halte? Socrates antwortete: daß er vielleicht diese Erzählungen so gut läugnen und erklären könnte wie ein anderer: aber, fährt er fort, diese Sachen erklären, ist ganz artig; allein, es muß ein sehr geschickter und fleißiger Mann seyn, der sich damit abgeben will, und sein Schicksal ist eben nicht zu beneiden, wenn man bedenkt, was er für eine Arbeit haben muß, alle die Centauren und Chimären in Ordnung zu bringen, und dann die Gorgonen und Pegase und die unzähligen Wunderthiere alle! Wahrhaftig, der muß wenig

zu thun haben, der sich die Mühe geben will, an solchen Dingen zu zweifeln, und mit seiner schwerfälligen Weisheit alle diese Sachen, Stück vor Stück zu durchgehen.

Ich, mein lieber Phädrus, habe dazu keine Zeit und zwar deßwegen hauptsächlich, weil ich mit dem Delphischen Spruche: Mache dich mit dir selbst bekannt! noch nicht fertig bin. Ehe ich aber dieß ausgelernt habe, scheint es mir ungereimt, mich mit andern Dingen abzugeben. Ich lasse demnach alle diese Sachen auf sich beruhen, und unterwerfe mich gern der angenommenen Religion. Desto mehr bemühe ich mich aber, mich selbst kennen zu lernen, ob ich nicht vielleicht noch ein wilderes, wüsteres Geschöpf bin als Typhon, oder ob ich eine sanftere, bessere, reinere, der Gottheit ähnlichere Natur habe?

„Einen würdigern Tempel findet die Gottheit auf Erden nicht, als ein reines Herz.“

Plutarch.

„Die beßten Menschen reden am wenigsten. O, müßte der Schwätzer immer das leiden, was andere in seiner Gegenwart leiden, er würde wohl kürzer reden!“

Apollonius.

„Wohlwollen schenke auch den Todten. Leicht ist es zwar ihnen Böses thun: aber eine Gerechtigkeit wohnt über uns, und die göttliche Rache rächt den Todten.“

Aeschylus.

„Welch mächtig Wesen ist die Wahrheit! der Sterblichen kühnster Gedanke reicht nicht an sie.“

Aeschines.

„Wer kämpfet gegen Neid, macht Ungerechte mächtiger als Gute.“

Anaximenes.

„Denk' ich an die Sünde, so wehrt es mir die Achtung vor den Freunden.“

Agathon.

„Der Mensch ist mit dem Weine gleicher Art,
Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren,
Er braust, er schäumt, stößt Hefen aus, ist herb.
Ist aber einmal alle dieser Schaum
Der Thorheit abgeschöpft, so wird er reif,
So wird er trinkbar, setzt sich wiederum,
Und bleibt nun auf sein ganzes Leben süß.“

Alexis.

„Wenn du zu Schiffe fährst, und das Schiff landet, so gehst du wohl auf einige Stunden einem Geschäfte nach, und sammelst dir etwa im Vorbeigang am Ufer kleine Muscheln; du mußt aber immer an das Schiff denken, um nicht zurückzubleiben, wenn der Steuermann ruft, und alsdann sogleich alles verlassen und ihm folgen, wo nicht, so packt man dich wie eine Waare, und wirft dich hinein. So ist das Leben. Du hast anstatt der Muscheln andere Sachen zur Freude, ein Weib oder Kinder, oder etwas anderes. Ruft dir der Steuermann zu Schiff, so mußt

du alles verlassen und ihm folgen. Bist du einst Greis, dann halte dich immer näher ans Schiff, denn bald wird es unter Segel gehen!" Epictetus („den, wie Origenes, ein Kirchenlehrer, sagt, auch die einfältigsten Leser verstehen und bewundern, denn sie spüren und empfinden es, daß sie durch seine Lehren gebessert werden, wofern sie nur einigermaßen geneigt sind, sich bessern zu lassen." Von ihm ist auch folgendes:)

„Gedenke oft, daß es möglich sey, daß allerlei Unglück über dich komme, und stelle dirs recht deutlich vor, wie es seyn würde, wenn du dein ganzes Vermögen, deine Eltern, Freunde oder Kinder verlieren, endlich, wenn du sogar selbst sterben müßtest. — Dies wird dich gegen alles fest machen und deine Seele in die Höhe heben, daß sie sich nicht an irdische Dinge hängt, denen sie einst doch wird entrissen werden."

„Gieb dich niemals für einen Philosophen aus, und mache bei Unerfahrnen nicht viel Wesens mit deinen Lehren. Bist du bei einem Gastmahl, so lehre nicht, wie man essen soll, sondern iß, wie sichs gebührt. Dein Beispiel wird mehr fruchten als die beredtesten Lehren."

„Zeichen, daß einer im Guten wachse, sind: Er tadelt niemand, er lobt niemand, er beschuldigt niemand, er klagt niemand an, er rühmt sich niemals, daß er etwas sey oder wisse. Wird er an etwas nützlichem verhindert, so klagt er niemand als sich selbst an. Lobt ihn jemand, so lächelt er heimlich über

seinen Lobredner; wird er getadelt, so vertheidigt er sich nicht, und beträgt sich immer wie ein Kranker, der sich schont, um nicht in die vorige Krankheit zurückzufallen. Kurz, er sieht sich als einen Menschen an, in dessen eignem Herzen sein größter Feind und Nachsteller ist."

„Bei jedem Geschäfte bete also von Grund des Herzens: Leite mich, o Gott! mit deiner Vorsehung, wozu du mich bestimmt hast! Ich will gern folgen. Würde ich aber nicht folgen und böse seyn wollen, so ziehe mich, daß ich folgen müße!!"

So betete einst Socrates im Schatten eines Ahornbaumes: „O geneigte, freundliche Götter dieses Hayns! Machet, daß ich von innen schön, und von aussen so, wie von innen, werde; keinen für reich halte als allein einen Weisen, und laßt mir von andern Glückseligkeiten nur so viel zu Theil werden, womit ein Mäßiger zufrieden ist!"

Und Simplicius: „Ich bitte dich, Herr, Vater und Führer der Seele in uns! Gieb, daß wir nie die Würde unserer Natur vergessen, und stehe uns, die du zu freithätigen Wesen erschaffen hast, in unsern Bemühungen bei, uns von den Lüsten des Körpers und von unvernünftigen Leidenschaften zu reinigen, damit wir sie beherrschen, und nur als Werkzeuge zu den Absichten der Natur, zur Verbesserung unserer Seele und zur Vereinigung derselben mit dir, du Wesen aller Wesen! vermitteltst des Lichtes der Wahrheit gebrauchen lernen! Zerstreue, o unser Retter, alle

Finsterniß vor den Augen unserer Seele, damit wir klar erkennen — beide Gott und den Menschen!"

Nach diesem — würde alles übrige spröde seyn. Also genug für heute.

Chorgesang aus Sophokles Antigone.

(Von Stollberg übersetzt.)

Wer der Sterblichen kann deine Gewalt, o Zevs,
Frevelnd hemmen? Sie schwächt allesbetäubender
Schlummer nie, noch der Götter
Nimmerrastender Monde Zahl.

Ewig herrschest du, Zevs, ewig und alterlos,
Hoch im strahlenden Glanz, deines Olympischen
Thrones König, und alles
Ehret deines Gebotes Wink!

Dein ist alles, was ist, alles, was war, und was
Seyn wird! — Ach! nicht also fielen den Sterblichen
Ihre Loose, des Kummers
Frei fließt keinem das Leben hin!

Freuden senken sich oft nieder von gauckelnder
Hoffnung Fittig; doch oft täuschet den Erdensohn,
Leichten Tritts ihn umtanzend,
Seiner flatternden Lüste Schwarm.

Keine Kunde wird ihm, bis er auf glimmendes
Feuer setzt den Fuß. — Hört das gepriesene
Wort, das einst aus dem Munde
Menschenlehrender Weisheit scholl:

Gut dünkt Böses, es dünkt böse das Gute dem,
Dessen Sinne verwirrt Gottes vertilgender
Fluch! Nur fliegende Tage —
Und ihn hascht des Verderbens Schlund!

Erzählungen aus Morgenland.

1.

Ein spanischer Edelmann ermordete, ohne Ursache, einen maurischen Jüngling, und entfloh. Er ward lebhaft verfolgt, rettete sich aber durch einen unvermerkten Absprung von der Straße in einen Garten, dessen Eigenthümer, ebenfalls ein maurischer Herr, gerade darin spazieren gieng. Der Spanier fiel vor ihm auf die Kniee, gestand ihm sein Verbrechen, und bat in den rührendsten Ausdrücken um Verheelung. Der Maure hörte ihm mitleidig zu, und versprach sie ihm. Er verbarg ihn in sein Sommerhaus, und verließ ihn mit dem Versprechen, des Nachts seine Flucht weiter zu befördern.

Wenige Stunden nachher brachte man ihm den todten Körper seines Sohnes. Die Beschreibung, die

man ihm von dem Mörder machte, paßte vollkommen auf den Spanier, den er in seiner Verwahrung hatte. Er verbarg den Schrecken und den Argwohn, den er hatte, begab sich auf sein Zimmer, und blieb bis um Mitternacht allein. Hierauf gieng er in den Garten, öffnete das Thor seines Sommerhauses, und redete den Spanier an: „Christ! der Jüngling, den du ermordetest, war mein einziger Sohn. Deine That verdiente den grausamsten Tod. Aber ich habe dir feyerlich mein Wort für deine Sicherheit gegeben, und fern sey es von mir, auch ein zu frühzeitiges Versprechen gegen einen grausamen Feind zu verletzen!" Er führte hierauf den Spanier in seinen Stall, versah ihn mit dem schnellsten Maulthier und sagte: „Fleuch! indem dich die Dunkelheit der Nacht noch deckt! deine Hände sind mit dem Blut meines Kindes befleckt, aber Gott ist gerecht! Ihm verdanke ichs mit Demuth, daß er meine Treue unbefleckt erhalten hat, und ich ruhig genug bin, ihm das Gericht zu überlassen."

2.

Ich war in meiner Jugend, sagt Sadi, der Verfasser des persischen Rosenthals, dem Gebet aufs eifrigste ergeben. Oft stand ich des Nachts auf, und ergoß mein Herz in den feurigsten Gebeten. Einst da ich im Koran las und alle Hausgenossen außer meinem Vater schliefen, sagte ich zu ihm: „will denn kein einziger sein Haupt erheben und mit mir beten? der Schlaf hält sie, wie ein Band des Todes, gefangen!" — „Besser du schliefest auch," sagte mein Vater, „als daß du andrer Leute Fehler durchziehst!"

„Wenn Gott die Decke der Einbildung von den Augen der Ruhmredigen wegnähme, so würde dieser keinen elendern Menschen erblicken, als sich selbst.“

3.

Ein Derwisch sah einst im Traum einen König im Himmel, und einen Derwisch in der Hölle sitzen. Er hätte gerade das Gegentheil vermuthet. Deßwegen fragte er einen Weisen um die Deutung und erhielt zur Antwort: „Der König ist im Paradiese, weil er gern mit Derwischen, und der Derwisch in der Hölle, weil er zuviel mit Königen umgieng.“

4.

Abuherrira, Mohameds Freund, pflegte den Mohamed fast täglich zu besuchen. Endlich sagte ihm dieser: „Mein Freund, komm etwas sparsamer, damit ich dich desto wärmer liebe!“ Als dieses ein Weiser hörte, sagte er: „Ich habe nie gehört, daß jemand die Anmuth der Sonne im Sommer recht innig empfunden habe; im Winter hingegen, wo sie sich seltner zeigt, da wird sie uns erst recht lieb.“

5.

Ein junger Studirender sprach einst zu seinem Vater: „Ich mag die Predigten unserer Lehrer nicht mehr hören: ihre Werke stimmen zu wenig mit ihren Worten überein. Sie lehren die Verläugnung der Welt, und ihr Dichten und Trachten geht auf Haufen von Korn und Geld. Wie kann mir ein Blinder den rechten Weg weisen? — Der Vater sprach: „Um deßwillen mußt du vor ihnen, sollten sie auch wirklich so

schlimm seyn, wie du sagst, weder deine Ohren abwenden, noch deine Augen verschließen. Sonst bist du wie jener Blinde, der zur Nachtzeit ins Wasser fiel, und ausrief: O ihr lieben Leute, gebt mir ein Licht her! worauf ihm eine gemeine Frau zur Antwort gab: Du hast ja keine Augen zu sehen, was forderst du ein Licht? — Die Versammlungen sind wie Jahrmärkte: Kömmst du auf diese ohne Geld und Lust, etwas zu kaufen, so bist du vergebens da. Kömmst du in jene ohne Lernbegierde, und allein mit Tadelsucht, so bliebst du lieber zu Hause."

6.

Einen Geitzigen beschreibt Sadi also: „Wenn die Sonne ihm gehörte, und er hätte sie vor sich liegen wie ein Brod auf dem Tische, so würde er keinem Menschen auf Erde einen heitern Tag schenken."

7.

Nie gieng mir mein Unglück so sehr zu Herzen, als einst, da ich vor Armuth nicht einmal Schuhe kaufen konnte. *) Traurig und niedergeschlagen wanderte ich barfuß zu der Moschee in Kufa, wo ich einen Menschen antraf, der gar keine Füße hatte. Nun war ich mit meinen bloßen Füßen zufrieden, und dankte Gott, daß ich obwohl ohne Schuhe, doch noch gehen konnte. Wie gern wäre dieser Bettler baarfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte!

---

*) Sadi war ein Sclave bei den Christen zu Damaskus, wurde aber nachher von einem edelmüthigen Muselmann losgekauft. Er starb 1313.

8.

Wenn du mit deinem Sclaven spielest, so wird er dein Herr, und du sein Sclave seyn!

9.

Einem vornehmen Mann starb ein edler, munterer Sohn. Man fragte ihn: „was er ihm für eine Grabschrift wollte setzen lassen?“ Er antwortete: „Sprüche aus dem Koran sind zu heilig, um an einen Ort geschrieben zu werden, wo die Verwesung wohnt, wo sie Menschen betreten, Thiere beflecken, und die Zeit sie auslöscht. Schreibt dafür dieses:

„Wie oft habe ich hier, wenn dieser Garten mit grünem Grase, wie mit einem Teppich, prangte, mein Herz mit inniger Wonne gelabet! Wanderer, steh' still, und miß dein Vergnügen nach dem Grase, das über meinem Grabe wächst! Du wirst werden, was ich bin!“

Jüdische Erzählungen,

die ich nicht verschönere, sondern treulich nach den jüdischen Quellen erzähle.

1.

Rabbi Akiba opferte sich selbst nebst zehn andern dem Gesetz und dem Vaterland auf. In der Stunde, da er hingerichtet werden sollte, sagte er zu seinen Schülern: „Kinder, es ist Zeit die Lection zu lesen:

Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott!" „O theurer Lehrer, sagten sie, beharrst du noch in deinem Eifer?" und er antwortete ihnen: „Alle Tage meines Lebens war ich bekümmert um das göttliche Wort: von ganzem Herzen sollt du Gott lieben; und da er nun meine Seele von mir nimmt, soll ich aufhören?" — da verzog er das Wort: Einiger Gott, so lang, bis er unter der Marter den Geist aufgab.

2.

Rabbi Johann saß zu Babylon in der Synagoge und las das Gesetz. Der Fürst trat herein, und der Rabbi stand nicht vor ihm auf, da wollten ihn die Hofleute schlagen, der Fürst aber sprach: „Laßt ihn! er denkt an die Gesetze seines Schöpfers."

3.

Kaiser Hadrian traf einst einen Greisen auf dem Felde an, der Bäume pflanzte. „Was bemühst dich so viel für andere Leute?" fragte ihn der Kaiser. „Herr Kaiser, antwortete er, wenn mirs Gott gönnen will, so kann ich wohl noch Früchte davon essen; wo nicht, so sind sie für meine Kinder." Drei Jahre nachher kam der Kaiser wieder an den Ort, und siehe, da füllte der Alte einen Korb mit den ersten schönen Feigen, und brachte sie dem Kaiser: „Herr Kaiser, nimm dieses von deinem Knechte! Gott hat mich gewürdigt, von den Bäumen, die ich pflanzte, noch selbst die ersten Früchte zu geniessen." Darauf ließ ihm der Kaiser den Korb mit Goldstücken füllen, und setzte ihn

neben sich auf den Thron. Die Hofleute murrten; der Kaiser aber sagte: „Sein Schöpfer hat ihn geehrt, warum sollt ich ihn nicht auch ehren?"

4.

Unser Vater Abraham hielt keine Mahlzeit für glücklich, wo er nicht sein Brodt mit einem Fremdling theilen konnte. Einst hatte er keinen; da gieng er auf die Landstraße, um einen zu suchen, und fand endlich einen Greisen, der müde von der Reise unter einem Baum ausruhte. Freundlich lud ihn Abraham in sein Haus, und erwies ihm alle die Ehre, die er jedem Fremdlinge zu erzeigen gewohnt war. Als die Speisen aufgetragen wurden, beteten Abraham und seine Hausgenossen nach ihrer Gewohnheit darüber, der Fremdling aber griff ohne dieses alsobald nach der Schüssel, da sagte Abraham zu ihm: „Wie ziemt es sich, Greis, zu deinen grauen Haaren, Speise zu nehmen, ohne Anbetung Gottes?" — „Ich bin ein Feueranbeter, erwiederte der Greis, meine Vorfahren haben nichts von dem gelehrt." Abraham entsetzte sich über diese Worte, fürchtete sich, einen Abgötter in sein Zelt aufgenommen zu haben, und trieb ihn alsbald als eine Pest der Gesellschaft und einen Feind der Wahrheit aus dem Hause. Da erschien ihm der hochgelobte Gott und sprach: „Abraham! Abraham!" Der Patriarch: „Siehe, hier bin ich!" Da sagte Gott weiter: „Du hast Unrecht gethan! diesem Greise, so undankbar er gegen mich ist, habe ich schon über hundert Jahre Leben und Nahrung gegeben, und du,

du willst ihm auch nicht Eine Mahlzeit, nicht auf wenige Augenblicke deine Gesellschaft gönnen?" Abraham, durch diesen Ruf bewogen, holte den Fremdling wieder ein, und überschüttete ihn so mit Freundschaftsbezeugungen, daß dieser — in kurzer Zeit seinen Glauben annahm.

5.

Rabbi Meir hatte ein tugendhaftes Weib. Einst saß er am Sabbat in der Schule und lehrte das Volk. Indessen starben ihm zu Hause seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette und breitete über ihre Leichname ein weisses Gewand. Abends kam der Rabbi nach Hause. „Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe?" — Sie: „Sie sind in die Schule gegangen." Er: „Ich habe mich umgesehen und bin sie nicht gewahr worden." — Sie reicht ihm seinen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgang des Sabbats, trank, und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens?" — „Sie werden nicht weit seyn," sprach sie, und setzte ihm zu essen vor.

Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sagte sie zu ihm: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" — „Sprich nur, meine Liebe," antwortete er. Sie: „Vor wenig Tagen gab mir jemand Kleinode in Verwahrung, und itzt fordert er sie zurück: soll ich sie geben?" — „Das sollte Rabbi

Meirs Frau nicht erst fragen, erwiederte er: Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seinige wieder zurückzugeben?" — „O nein! versetzte sie, aber auch wiedergeben wollt' ich sie ohne dein Vorwissen nicht."

Sie führte ihn hierauf auf den Söller, trat hin zum Ehebett und nahm das Leichentuch von ihren Söhnen. „Ach, meine Söhne, jammerte der Vater, meine Söhne, und — meine Lehrer!! Ich habe euch gezeuget, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetz." Sie wandte sich weg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müße sich nicht weigern, ein anvertrautes Pfand zurückzugeben? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: der Nahme des Herrn sey gelobt!" — — „der Nahme des Herrn sey gelobt!" stimmte Rabbi Meir mit ein. — Wer ein tugendsam Weib gefunden, hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

6.

David sagte einst zu Gott: „O Herr der Welt, alles, was du in deiner Welt gemacht hast, ist gut, und die Weisheit ist besser als alle Geschöpfe. Aber warum schufst du die Thorheit? sie bringt weder Freude noch Nutzen. Der Thor läuft über die Straßen, zerreißt die Kleider, wird von den Knaben verspottet, vom Volk verlacht: Gefällt dir dieses in deinen Augen?" Gott antwortete ihm; „O David, man

wird dich noch den König der Thoren nennen, und dies wird dich vom Tode erretten. Ja, du wirst mich noch selbst um Narrheit bitten müssen." Nach einiger Zeit floh David vor dem Angesichte Sauls zum König der Philister. Am Hofe desselben lebten die Brüder Goliaths, und forderten vom König sein Blut zur Rache für ihren erschlagnen Bruder. Da fürchtete sich David, und betete zu Gott. „Was willt du von mir?" sprach die göttliche Stimme; David antwortete: „Daß du mir einen Theil der Thorheit gebest, die ich einst verachtete!" Da gab sie ihm Gott; David verstellte seine Gebehrden, kollerte unter ihren Händen, schäumte u. s. w. (1 Sam. XXI.) und entrann auf diese Weise seinem Tod.

7.

Die Königin aus Saba legte dem Salomo unter andern Fragen auch folgende vor: Nachdem sie ihm zwölf Knaben und zwölf Mädchen von schöner Gestalt, in gleicher Kleidung, aber mit geschornen Häuptern vorgestellt hatte, so ließ sie ihn rathen, welches die Knaben und welches die Mädchen wären? Salomo befahl ihnen, sich zu waschen. Frisch und männlich fuhren die Knaben mit den Händen über das Angesicht herunter: sanft und zärtlich die Mädchen — und so war's verrathen. Erstaunt sprach die Königin: „Was ich von deiner Weisheit sehe, übertrifft noch das, was ich davon hörte."

8.

Am letzten Weltgerichte werden Leib und Seele

Staats-Bibliothek Bamberg

einander wechselsweise der Verführung anklagen. Da wird ihnen der Richter folgendes Gleichniß erzählen: „Ein König hatte einen lustigen Garten voll reifer Früchte; über diesen setzte er zu Hütern — einen Blinden und einen Lahmen. Der eine konnte die Früchte nicht sehen, der andere nicht auf die Bäume steigen. Weil aber der Lahme das Obst doch wenigstens sehen konnte, überredete er den Blinden, ihn auf seine Schulter zu nehmen. So wurden die Früchte geraubt und unter beide getheilt. Als der Herr des Gartens kam und Untersuchung anstellte, entschuldigte sich jeder und schob es auf den andern. Allein der König befahl, den Lahmen auf den Blinden zu setzen, und so beide der Strafe zu übergeben." Eben so wird am Weltgericht der Streit zwischen Leib und Seele geschlichtet werden.

9.

Man sagt, als Rabbi Ase sterben sollte, habe er heftig geweint, und da ihm seine Freunde zusprachen: „Er habe ja keine Ursache zu trauren, weil er in seinem ganzen Leben das Gesetz erforscht und seine Gebote so treu wie möglich gehalten habe. Er sey auch überdas nie im Gericht gesessen, welches ihm sonst aus Furcht, er möchte jemand Unrecht gethan haben, Bekümmerniß machen könnte;" da soll er geantwortet haben: „Eben euer Trost macht mir Schmerzen, daß ich mich nämlich des Gerichts enthalten und die allgemeine Last Israels nicht tragen geholfen habe; denn es steht geschrieben: Der König befestigt

[library stamp]

durch das Gericht die Erde, aber, der seine Hände vom Gericht zurückzieht, stößt es ein." (Sprüchwört. XXIX, 4.)

10.

Ben Sira gieng einst in die Schule, um das Gesetz zu lernen. Der Lehrer verweigerte es ihm: Er sey noch zu jung, es zu verstehen. Da antwortete ihm Sira: „Weißt du nicht, daß das Leben kurz und der Arbeit viel ist? warum hältst du mich ab, wie viele liegen schon unter der Erde begraben, die noch jünger waren als ich!"

11.

R. Simeon, Gamaliels Sohn, sagte: „Ich habe mein ganzes Leben unter Weisen zugebracht, und nichts heilsameres für meine Seele gefunden als — Schweigen."

12.

Ein anderer: „Drei Dinge vergiß nicht, so wirst du von Sünden frei bleiben; bedenke, was über dir ist: ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr, und ein Buch, wo alle Werke deines Lebens aufgeschrieben werden."

13.

„Thu, was Gott gefällt, so wird er auch wieder thun, was dir lieb ist. Brich deinen Willen, Gott zu Gefallen, so wird er auch deiner Feinde Willen gegen dich brechen."

14.

„Wo ihrer Zween an einem Tische sitzen, und sich

über das Gesetz unterreden — über diesen ruhet die Herrlichkeit Gottes."

15.

„Bei welchem Menschen sich finden 1) freundliche Gebehrden gegen jedermann; 2) ein Geist ohne Stolz, und 3) eine demüthige Seele — der ist ein Jünger Abrahams."

16.

Johannes, ein Schüler des berühmten Hillels, flüchtete sich bei der Belagerung Jerusalems zu dem Kaiser Titus. Nach der Zerstörung des Tempels spazierte er einst mit Josua, dem Sohn des Ananias, in seinen Trümmern herum, und sagte zu diesem, der sehr traurig darüber war: „Mein Sohn, gräme dich nicht, denn obgleich unser Tempel im Staube liegt, so haben wir doch noch einen Weg, die Sünde zu versöhnen: Die Liebe des Nächsten; denn es steht geschrieben: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer!"

17.

(Auch ich stimme ganz dem bei, was R. Aquila sagte:) „Ich habe viel von meinen Lehrern gelernt, noch mehr von denen, die mit mir studirten, aber am meisten von denen, welche ich selbst gelehrt und unterrichtet habe."

18.

„Der höchste Vers des Gesetzes, an dem alles hängt, ist der: Erkenne Gott in allen deinen Wegen, so wird er deine Fußstapfen leiten!"

19.

„Mache das Gesetz zu deinem Zweck. Rede wenig und thu viel, (wie Abraham, der seinen Gästen nur einen Bissen Brodt verhieß, und gleichwohl ein zartes junges Kalb bereitete; 1 Mos. XVIII.) Nimm jeden, der zu dir kommt, mit einem heitern Angesichte auf."

20.

„Die Seele des Menschen ist das Gefäß des Hochgelobten Gottes; er erfüllt es aber nicht eher, als bis er es durch das Feuer des Gesetzes gereiniget hat."

21.

„Ueberall, wo du die Größe des Allerheiligsten findest, findest du auch seine Herablassung."

22.

„Ein König hatte einen Garten, und da er einmal denselben besuchte, sah er Rosen, die zwar sehr klein waren, aber einen unvergleichlichen Geruch von sich gaben. Er sagte: „Wenn diese Rosen, da sie noch so klein sind, einen so herrlichen Geruch geben: wie wird er erst seyn, wenn sie ausgewachsen sind!" Nach einigen Tagen kam er wieder hin und suchte die Rosen wieder auf: siehe, da waren sie welk und hatten ihren Geruch ganz verloren! Erzürnt über sich selbst sagte er: „Hätte ich sie gepflückt, da sie noch klein und frisch waren, so hätte ich ihres Geruches mich länger freuen können! nun ists aus mit ihnen!" Im folgenden Frühling, wie er wieder in den Garten kam, ließ er alle diese Rosen pflücken, da sie noch klein aber wohlriechend waren.

Vielleicht daß der Hochgelobte Gott so urtheilt, wenn er zuweilen die hoffnungsvollsten Kinder in ihrer Jugendblüthe von der Erde wegnimmt!"

23.

Die Menschen fragten eine Schlange: „Was hast du für Nutzen davon, wenn du uns stichst?" Die Schlange antwortete: „Was fraget ihr mich darum? fraget die Verleumder."

24.

Rabbi Tarpon war ein sehr reicher Mann, gab aber den Armen nichts. Einst begegnete ihm R. Elieser und sagte zu ihm: „Willst du, daß ich dir eine oder zwo Städte kaufe?" — Alsbald gab ihm Tarpon 4000 Goldstücke, welche Elieser nahm und unter die Armen vertheilte.

Nach einiger Zeit besuchte ihn Tarpon und fragte: „Wo sind die Städte, die du mir gekauft hast?" Elieser führte ihn in die Synagoge, nahm da das Buch der Psalmen und las ihm aus dem 112ten die Worte vor: „Er theilte aus und gab den Armen, seine Gerechtigkeit wird ewig bleiben." Dieß ist, sagte Elieser, die Stadt, die ich für dich gekauft habe! Tarpon umarmte ihn und rief: „Dank dir, du bist mein Lehrer und Meister!"

25.

Die Araber erzählen: als Moses einst von Gott gebeten, sich ihm zu zeigen, habe der Ewige ihm geantwortet: „Wisse, sobald du mich suchest, so hast du mich mit dem schon gefunden."

Erzählungen von Griechen und Römern.

1.

Die Frau des berühmten griechischen Helden und Vaterlandfreundes Phokion zeigte sich einst in einer Gesellschaft vornehmer Frauen in einer sehr bescheidenen Kleidung. „Warum trägst du allein,“ fragten diese, „unter so vielen Damen keinen goldenen Schmuck?“ — „Meines Mannes Tugend und Nahme ist mir Schmuck genug,“ antwortete sie.

2.

Den Frauen im alten Rom war das Weintrinken verboten, damit sie dadurch nicht zu etwas ungeziemendem verführt würden. Um aber doch ihrer Züchtigkeit nicht ein gar zu trauriges und finsteres Ansehen zu geben, erlaubten ihnen die Männer, sich in Gold und Purpur zu kleiden, und ihre Haare mit einer gewissen rothen Asche zu bestreuen. Egnatius Mecentius tödete in den ersten strengen Zeiten der Republik ungestraft sein Weib, weil sie ohne seine Erlaubniß über das Faß gegangen war, und die Verwandten pflegten die Weiber zu küssen, damit diese nicht wagten, durch den Geruch den Genuß des Weins zu verrathen.

3.

In der Stadt Rom war ein Tempel der Schamhaftigkeit, wo die ehrbarsten Matronen den Gottesdienst hatten. Als einst die Adelichen die gemeinen Weiber

bey diesem Dienst nicht mehr leiden wollten, richteten diese für sich einen eignen Tempel auf, und beyde Partheyen wetteiferten in dieser Tugend mit einander. Welche in den Tempel gehen wollte, mußte nur Einen Mann geliebt haben, und von der geprüftesten Tugend seyn. Welch ein Volk! Welche erhabene Weiberseelen, bey denen Unschuld und Tugend Gottesdienst war!

4.

Einst, in einer großen Noth des Staates, gaben die römischen Weiber alle ihre Kostbarkeiten in den öffentlichen Schatz, wofür ihnen der Rath erlaubte, in einer Art Kutschen zu fahren. Als Brutus und Publicola, die zween ersten Consuls der neuen Republik und Stifter der Freyheit, gestorben waren, sprachen sie von ihrem Tode nicht bloß als von einer gleichgültigen Stadtneuigkeit in ihren Visiten, sondern trugen ein ganzes Jahr öffentlich Trauer für sie. Obwohl jene gar nichts für das weibliche Geschlecht gethan hatten, so lag doch diesem das Wohl des Vaterlandes so gut als den Männern am Herzen. In großen Gefahren des Staats hielten sie, ungeheissen, Processionen in die Tempel und flehten die Götter Tag und Nacht für die Erhaltung des Vaterlandes an. Giebts wohl viele, die heut zu Tag in ähnlichen Gefahren desselben in ihrem Morgengebet gedenken?

5.

Wie vorsichtig die Römer in ihren Heyrathen gewesen, und wie heilig und unauflöslich sie das Band der Ehe gehalten, erhellt aus dem einzigen Umstand,

daß erst im 520ten Jahr nach Erbauung der Stadt die erste Ehescheidung, und zwar nicht ohne große Aergerniß der Bürgerschaft geschah! Waren Streitigkeiten unter den Ehegatten, so giengen beyde in den Tempel der Göttin Viriplaca (Männer-Versöhnerin), da wurden ihre Zwiste geschlichtet, und sie zogen wieder friedlich nach Hause. Auch hatten die Römer schon in den ältesten Zeiten gewisse Liebesmahle (Charistia), wo die Verwandten zusammen kamen, und unter Anrufung der Götter bey einer vertraulichen Mahlzeit alles, was uneinig war, wieder vereinigten.

6.

Die Tochter des Atheniensers Cimon erhielt ihren alten Vater, der im Gefängniß lag, mit ihrer eignen Milch, als er keine andere Speise mehr genießen konnte.

7.

Hipsikratea, Gemahlin des kriegerischen Königs Mithridates, zog Mannskleider an, schor sich den Kopf, lernte reiten, und verkleidete sich in einen jungen Soldaten, um unbekannter Weise ihren Mann in den Schlachten begleiten zu können, da er es ihr sonst nicht erlauben wollte.

8.

Cornelia, die Mutter der Gracchen, zweener berühmter Römer, wurde einst von einer Dame aus Campanien besucht, einem Lande, wo Pracht und Ueppigkeit im höchsten Grade herrschten. Diese glaubte, ihre Wirthin nicht besser unterhalten zu können, als

wenn sie derselben ihren Schmuck zeigte, den schönsten und kostbarsten, den man sehen konnte: ohne Zweifel in der Erwartung, diese würde auf gleiche Art ihre Neugierde befriedigen, oder ihrem Stolz durch das Bekenntniß schmeicheln, daß sie nichts ähnliches aufzuweisen habe. Cornelia, obgleich die Tochter des großen Scipio, der die reichste Nation der Erde, die Karthaginenser, gedehmüthigt hatte, mochte sich wohl in dem letztern Fall befinden. Allein, was eine gemeine Seele in Verlegenheit würde gesetzt haben, gab dieser Anlaß, sich in ihrer Größe zu zeigen. Mit neidloser Gefälligkeit betrachtete sie alle diese Herrlichkeiten, und hielt die Fremde mit Gesprächen darüber so lange auf, bis ihre Knaben aus der Schule zurückkamen, die sie jener mit den Worten vorstellte: „Nun sehen Sie hier auch meinen Schmuck!“

9.

Eine Lacedämonierin hörte, daß ihr Sohn aus einer Schlacht zwar schändlich geflohen, doch mit Heil sich gerettet habe, und schrieb ihm: „Ich höre ein übles Gerücht von dir; entweder tilge diesen Schimpf, oder stirb!“

10.

Eine andere sprach, da sie ihrem Sohn, der für das Vaterland in den Krieg gehen wollte, den Schild anlegte: „Entweder behalt' ihn, oder bleib auf ihm liegen!“

11.

Eine andere, da sie hörte, daß ihr Sohn im Treffen

tapfer gestritten habe und umgekommen sey, sagte blos: „Ja, er war auch mein Sohn!"

12.

Ein armes Mädchen aus Lacedämon antwortete, da jemand sie spöttisch fragte, was für eine Mitgift sie ihrem künftigen Manne bringen würde? „Ein keusches Herz, wie ichs von meinen Eltern ererbt habe!"

Morgenländische Sprichwörter.

Leichter hebst du einen Berg mit der Nadelspitze aus der Wurzel, als du den Stolz aus dem Herzen ausreutest. Tief ist er in ihm und unsichtbarer, als die Fußstapfen einer Fliege auf dem Felsen in dunkler Nacht.

Am Kopf des Waisenkindes übt sich der Arzt.

Wer dir schmeichelt, verachtet dich.

Der schlimmste aller Menschen ist ein Gelehrter, der mit seiner Gelehrsamkeit nicht nützt.

Drey Dinge werden nur an drey Orten erkannt: Kühnheit im Krieg, Weisheit im Zorn, Freundschaft in der Noth.

Ein stummer Weiser ist besser als ein redender Thor.

Ein Tag eines Weisen ist besser als das ganze Leben eines Narren.

Alle Menschen werden dem Tod gesäet: selig ist, wer grün gemähet wird.

Wer durch Worte nicht gebessert wird, wird es schwerlich durch Schläge.

Die Jugend zeigt den Charakter des Menschen, wie das Register den Inhalt des Buchs.

Dein Haar graut — eile zur Ruhe!

Gutthaten, die mit dem Tode aufhören, rechnet der Weise für keine Gutthaten.

Wer weiß, was er sucht, achtet die Mühe nicht, die ihn das Suchen kostet.

Wer die Wahrheit verheelt, wenn er gefragt wird, dem wird Gott am Gerichtstag einen glühenden Zaum anlegen.

Wenn das Gestirn des Himmels untergeht, so geht der Stern der Dichtkunst auf.

Schneide nicht der Schlange den Schwanz ab, und laß sie dann laufen: auch den Kopf mit! wenn du weise und ein Mann bist.

Deinem Nachbar thue Gutes, auch wenn er böse wäre. So wird er einst im Gericht für dich zeugen.

Wer ist besser, die Weisen oder die Reichen? — Die Weisen. Warum gehn denn die Weisen in die Häuser der Reichen? — Weil die Weisen den Werth des Reichthums erkennen, die Reichen aber den Werth der Weisheit nicht.

Der Gipfel der Weisheit ist, künftiges voraussehen, verbotene Dinge meiden, und sich über dem trösten, was sich nicht bessern läßt.

Thue das Gute — wirf es ins Meer!
Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.

(Folgende Gedanken sind von Mohamed:)

Wenn ich das Gebet anfange, so möchte ich gern recht lange dabei verweilen; höre ich aber ein Kind weinen, so eile ich hinzu, es zu trösten.

Betet in euern Häusern; das beßte Gebet eines Mannes ist das in seinem Hause.

Gott der Herr (sagte Mohamed) hat die Barmherzigkeit und das Mitleiden in hundert Theile vertheilt. Neun und neunzig davon hat er zurückbehalten und Einen auf die Erde gegeben. Dieser ward vertheilt mit Ebenmaaß unter alle Geschöpfe, Menschen und Thiere; so daß die Stute den Huf aufhebt, aus Furcht, sie möchte ihr Füllen schlagen.

Wer ein gutes Wort einlegt, dem wächst ein Theil der guten Wirkung desselben zu; und wer ein böses Wort einlegt, den trifft ein Theil der bösen Wirkung desselben. Gott der Herr mißt und vertheilt alles in gerechtestem Maaße.

Der böseste Mensch ist derjenige, den die Menschen verlassen und meiden aus Furcht seiner bösen Zunge.

Der Gerechte sieht seine Fehler wie einen Berg, unter dessen Abhang er sitzt, und der über ihn herabzustürzen droht; und dem Lasterhaften erscheinen seine Verbrechen wie Mücken, die ihm vor der Nase vorüber fliegen.

Altdeutsche Sprüche.

Wollen Sie nicht auch noch eine Probe von der Lebensweisheit unserer Väter vor 1600 Jahren lesen? Hier einige, größten Theils aus einem altdeutschen Lesegedicht, der Freidank, das bekannter zu seyn verdiente. Sie sind eben so wahr als lieblich und traulich gesagt; einige wie Räthsel zu betrachten, in denen ein tiefer Sinn liegt.

*

Wer Minne (Liebe) zu Gott hat, kennt man licht (leicht)
An linden Gebehrden und stillem Gesicht.

*

Der Leib zur Erde sich senket,
Die Seele himmelauf denket:
Sie will hin — er will her,
So werde ich oft mir selber schwer,
Und gehe in Einfalt dem Glauben nach.

*

Die Sünde meiden viele Leute
Um dreierlei Sachen heute:
Die einen sieht man die Sünde meiden,
Auf daß sie der Hölle Pein nicht leiden;
Die andern, daß Gott wolle geben
Nach diesem Leben das selige Leben;
Die dritten leben reiniglich
Aus ganzer Treue minniglich (aus Liebe).
Diese Meider unterschieden sind,
Wie Knechte, Ritter und Königskind.

*

Wer nicht sich selber Freude kann geben,
Der hat auf Erden ein übel Leben.

*

Wer seyn selbs Freund nicht ist,
Der ist mein Freund zu keiner Frist.

*

Gott dienen ohne Wank,
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um diese kurze Zit (Zeit)
Die ewige Freude git (giebt),
Der hat sich selber betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.

*

Gott hat den Weisen Sorgen gegeben,
Dabei die Thoren sanfte leben.

*

Die Brosamen sind Gotts werth,
Der Niemand ob dem Tisch begehrt.

*

Ich weiß von Niemand also viel
Als von mir selber; doch ich es hil (verhehle)

*

Die mit ihnen selber zu aller Zeit
Fechten, das ist ein harter Streit!

*

Feuer, Wasser, Luft und Erd,
Die vergiltet Niemand nach ihrem Werth.

*

Ich thue mir selber Leides mee (mehr),
Denn alle Welt: das thut mir weh.

*

Wer mir zu Treuen wird erkannt,
Den minne (liebe) ich über das vierte Land.

*

Wie sollen gerathen die jungen Kind,
Der Straßen uns verborgen sind?

*

Gnug ist besser denn zu viel:
Wenn man es recht merken will.*)

*

Mancher an die Sternen sieht
Und seit (sagt) was Wunders schier (bald) geschieht;
Sag mir ein Ding, das ist näher bei:
Was Krauts in deinem Garten sey?
Sagt er mir zu rechte das,
Ich glaub' ihm im andern desto bas.

*

Wer alle Welt äffen will,
Der wird vielleicht der Affen Spiel!

(Mode!)

Findet ein Thor eine neue Sitt',
Dem folgen alle Thoren mit.

*

---

*) So sagt ein griechischer Dichter, Hesiodus, von der Genügsamkeit beim Mittelmaß: „Thoren, die nicht wissen, wie viel mehr (besser) die Hälfte als das Ganze ist!“

Die Thoren sind Herren,
Sie entbieten Niemand kein Ehre;
Das ist auch der Esel Pflege:
Sie weichen Niemand aus dem Wege.

*

Ging ein Hund des Tages tausend Stund
Zur Kirchen — er wär doch ein Hund.

*

Noch besser ist der Bösen Haß
Denn ihre Freundschaft: merket das!

*

Mit Pfaffen und Wiben (Weibern)
Soll Niemand Schelten triben.

*

Von Freude Frauen sind genannt,
Ihr Freude erfreuet alle Land.

*

Almosen betet für den Mann,
Der selber nicht mehr beten kann.

*

Armer Leute reinen Muth
Nähm' ich für aller Kaiser Gut.

*

Niemand so nahe schirt (den Bart abscheert),
Als wenn der Bauer Baurenherr wird.

*

Wo ein Mensch in gutem Leben (glücklich) ist,
Da braucht der Teufel seinen List,
Wie er ihn unstät (unruhig) machen möge,
Es sey mit Wahrheit oder Lüge.

Er sendet ihm dann in seinen Muth (Gemüth),
Daß ihm sein Leben nicht dünket gut.
So beginnet dann sein Herz zu streben
Von ei'm Leben in ein ander Leben.
Dadurch er dann unstäte wird,
Und ist hie und dort verirrt.

*

Die Thränen bald trocken sind,
Die des reichen Mannes Kind
Weinen auf des Vaters Grab:
Die sind bald gewischet ab.
Hingegen armer Leute Kind,
Die ohn Hülf gewesen sind,
Die Thränen fließen viel lange
Mit Jammer über ihr' Wange.

*

Der Friedhof (Kirchhof) ist ein selig Wirth,
Dem mancher Gast zu Theile wird.

Innschriften.

Ich komme noch einmal, liebe Serena, mit einem Strauß von niedlichen Blümchen aus der alten Welt — mit kleinen Grab- und andern Steinschriften. Die alten Völker hatten gern alles lebend um sich: jede geliebte Grabstätte, jede Quelle, jeden Tempel, jeden

in der Geschichte merkwürdigen Ort bezeichneten sie mit Steinen und Inschriften, um sich jedesmal, so oft sie vorbeygiengen, ihrer Götter, ihrer Freunde, ihrer Alt=Vordern, ihrer vaterländischen Geschichte wieder zu erinnern. So wurden ihre Reisen und Spaziergänge nicht gedankenlose Wanderungen, und in den stillsten Gegenden fanden sie oft am meisten Stoff zu Ideen und Empfindungen, welche ihnen die Zeit verkürzten und ihre Seele mitbilden halfen. Doch das wird Ihnen Herder in den zerstreuten Blättern besser sagen. Tausende solcher redender Steine sind uns unter den Trümmern verheerter Städte, Tempel und Palläste noch übrig geblieben. Ihre Verfasser suchten viel mit wenig Worten zu sagen, und eine, nur Eine, ganze, schöne, tiefrührende Empfindung in einem gleichsam vorüberfliegenden Hauche auszudrücken, der bei einem denkenden, fühlenden Leser seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Aus diesen Tausenden nur wenige zur Probe:

Innschrift, die auf einem Tempel zu Sais in Aegypten gestanden haben soll:

Das All bin ich,
Was war, was ist, was seyn wird.
Kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier.
Die Sonne war mein Kind.

Auf einer Säule in Aegypten:

Der älteste unter allen Königen, Osiris — den unsterblichen Göttern! dem Geist! dem Himmel! der

Sonne! dem Mond! der Erde! der Nacht! dem Tag! und dem Vater dessen, was ist und war, und seyn wird, der Liebe! zum Gedächtniß ihrer Kraft, ihres Lebens, ihrer Weisheit!

Zu Rom bei einer Quelle:

Den Nymphen dieses Ortes! Trinke! Bade! Schweige!

Oder anders, an einem andern Ort:

Ich, die Nymphe des heiligen Ortes, Schutzgöttin der Quelle,
Schlafe hier, eingewiegt vom Murmeln des lieblichen Wassers.
Schone des Schlummers, der du die Marmorhöle betrittest!
Wasche dich oder trinke — nur still, in der feierlichen Stille!

Auf einen Tänzer:

Hier ruht Jocundus. Er lebte zwölf Jahre. Siebenmal tanzte, sang und gefiel er Galba, Otho, Vitellius, den Kaisern, und dem römischen Volke. Für seine Scherze, womit er alle vergnügte, wenn irgend eine Freude bei Euch ist, ihr Geister der Todten! so gebt sie ihm und erquicket damit seyn schuldloses Seelchen!

Zu Aquileja auf einem Grabe:

Ich war die Anicia Glycera, die Geliebte des Tuus. Von meinem Leben hab' ich genug gesagt. Ich gefiel einem guten Manne, der mich vom untersten Stand zu den höchsten Ehren erhob.

Zu Rom auf einem Grabe:

Der heiligen Seele seines Vaters setzt dieses
Placidus, der Sohn:

Vater, du wallest zu heiligen Wohnungen. Jupiter breitet
Aus den Aether, dir, Festus! dir Bahn zu machen zum Himmel.
Siehe, du kömmst — und Chöre der Götter öffnen die Arme!
Siehe, im ganzen Himmel ist um dich Jubel! Frohlocken!

Ebendaselbst:

Q. Cetonius liegt hier.

Wie ich wollte, so lebt' ich: zwar arm, doch glücklich und ehrbar:
Keinen betrog ich — sanft ruhen dafür meine Gebeine!

In Spanien:

Titus Lolius liegt hier am Wege begraben, damit alle Vorübergehenden sprechen mögen: Titus, leb' wohl!

Ebendaselbst:

Glück zu dem Wanderer, der bei mir vorübergeht!
Ich, Paulus, der Soldat, liege hier begraben.

Zu Rom:

Ich, Apusulena Geria, wurde zwei und zwanzig Jahr alt. Was jeder, der dieß liest, mir wünschet, das möge ihm selbst im Leben und Tode widerfahren!

Zu Picemun:

Lucius Satorius liegt hier: Er war arm, aber zufrieden, und wußte, daß er sterben mußte.

Zu Rom:

Wer diesen Grabstein aufhebt oder aufheben läßt, der sterbe — der Letzte unter den Seinigen!

Ebendaselbst:

Flavius von Volatera lebte glücklich. Lebt auch so, ihr Nachkommen!

Zu Napoli:

Dem abgeschiedenen Geiste meines Kindes:

Crispus, lieblichstes Kind! das Grab, ach, hat dich geraubet!
Alle meine Freude mit dir mir grausam geraubet!
Hat zerbrochen den marklosen Stab meines zitternden Alters!
Hat der Enkel süße Hoffnung der Seele entrissen!
Ach! und ich bin nun kinderlos übrig! und würde so gern mich,
Hättens die Götter erlaubt, an deiner Seite begraben!

Zu Napoli auf dem Grab des großen Dichters Virgilius Maro:

Steh still, Wanderer, und lies diese wenigen Worte:
Hier liegt Maro begraben!

Auf des großen Scipio Grab:

Dem einst weder Europa noch Asia widerstand,

welch eine kleine Urne (was ist die menschliche Größe) deckt seine Asche!

Zu Rom:

Ich bin der Stein, der die Asche eines keuschen Mädchens bewahrt. Frommer Wanderer, hättest du seine Tugend gekannt, du würdest mich mit deinen Thränen benetzen!

Zu Rom:

Similis liegt hier. Seiner Lebensjahre waren fünfzig. Er lebte sieben Jahre.

Zu Fuligno:

Vater und Mutter haben diesen Stein der bethränten Leiche ihres Sohnes, Eneus Gorgonius, gesetzt. Er lebte 9 Jahre und 7 Monate. Wir beschwören dich, Stein, ruh' sanft auf seinen zarten Gebeinen!

Zu Rom:

Welches die Götter liebten, das Kind, liegt hier begraben. Alt 3 Jahr, 6 Monate, 14 Tage.

Zu Cesena:

Seia Marcellina ihrem Sohn Vibennius Marcellinus: Er konnte was er wollte; er wollte, was er konnte.

Zu Rom:

Der Eigenthümer dieses Landguts, ein Kind, gleich einem Gotte, ruht in diesem Grabe. Nymphen ent-

rissen es im Strom den Augen seiner Eltern. Das Denkmal, welches dem Vater vom Sohne gebührte, muß, ach! der Vater dem Sohne errichten!

Zu Torda in Siebenbürgen:

So lang ich lebte, lebte ich glücklich. Ich lebte 67 Jahr. Mein Spiel ist aus. Bald wirds auch das deinige seyn.

Zu Genf:

Wie du lebtest, so lebte ich. Du wirst sterben, wie ich starb. So geht das Leben hin! Leb wohl, Wanderer, und geh nun wieder zu deinem Geschäft!

Zu Rom:

Ich lebte, wie ichs wünschte. Warum ich gestorben bin, weiß ich nicht. Schilt mich nicht, Wanderer! ich kann dir in diesem Dunkel nicht antworten.

Ebendaselbst:

Süßes Weibchen, Julia! so würdig längrer Jahre,
Stirbst du, mir aus dem Schoos, vom blutenden Herzen geraubet!
Zwar nun schwebest du hoch als Gefährtin der himmlischen Crone,
Siehst nun näher den Wagen, den Orion und die Plejaden.
Aber mich Traurigliebenden quält, mich verzehret hieunten
Heisser als wüthende Flammen die grausam marternde Liebe!
Bin ich in Geschäften zerstreut, oder leg ich ermattet
Meine Glieder mich zu erholen, aufs einsame Ruhbett,

Ach! so bist du mir immer zur Seite! dein Bild mir vor Augen,
Und das schwellende Herz scheint mir Elenden zu brechen!
Unempfindlicher Tod! warum trennst du so zarte Geliebte,
Welche die redlichste Liebe, die innigste Eintracht vereinte?

Dieß sind, l. S., einige dieser allerliebsten Stücke, die auf dem todten Marmor noch als ein Hauch der Liebe zu leben und zu reden scheinen. Wie viel haben wir verloren, daß die schöne Gewohnheit, so alt als die Welt, die Ruhestätte unserer Geliebtesten mit Grabsteinen zu bezeichnen, unter uns abgethan ist! Welche Barbarey! Um so roher, da sie nicht von Nymphen, Manen und Göttern, sondern von der Hoffnung der Unsterblichkeit mit uns sprechen würden. Rührender als keine Leichenpredigt ist die Innschrift auf Shakespears Monument in der Westmünster-Abtey zu London:

„Die wolkendrohenden Thürme, die prächtigen Palläste, die feyerlichen Tempel, der große Erdball selbst, ja alles, was irdisch ist, wird vergehen, und wie das grundlose Gebäude einer Nachterscheinung auch nicht einen Trümmer zurücklassen!"

oder des Musikers Heinrich Purcells (gest. 1695.) eben daselbst:

Hier liegt H. P. Er verließ dieß Leben und gieng an den Seligen Ort, wo seine Harmonien einzig übertroffen werden."

Die auf Händels Grabe:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Des Grafen von Zinzendorf zu Herrenhuth:

„Er war gesetzt, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet.“

Und die seines Freundes Friedrich von *Vatteville*, ebendaselbst:

„Er half die Gemeine von Anfang an bauen, sah sie grünen und blühen, freute sich und legte sich schlafen mit Lob und Dank.“

Und so viele andere!

Dafür wollen wir ihr Andenken in unserm Herzen desto lebendiger erhalten, bis auf die Zeit, wo alle Grabsteine zertrümmert und sie selbst wieder unsern offnen Armen entgegenfliegen werden!

Gespräch bey der Landkarte.

A. Hier liegt Lexington, die Hauptstadt in Kentuke—

B. Ach verschonen Sie mich mit den vielen Städte-Nahmen! ich kann sie doch nicht behalten.

A. Besser sie wissen die Nahmen von Dingen, die in Ihrem Kreise liegen. Doch, wo nicht von Städten, so werden Sie mir doch erlauben, von den Menschen zu reden. Also, hier hinter den „blauen Bergen“

wohnen die sogenannten Wilden, ein freyes, tapferes, glückliches Volk, roh gleichsam noch, wie es aus den Händen der Natur kam, weder verbessert noch verschlimmert — doch, man sagt: schlimm komme der Mensch auf die Welt; ich für mich glaube, weder so gut noch so schlimm, als man wähnt. Nun weiters: Sie leben von der Jagd. Wochenlang streifen sie einsam in ihren stillen Wäldern herum, und bey ihrem gesunden, natürlichen Verstande denken sie, wie die Schweizerhirten auf den Alpen, oft auch über solche Sachen nach, die bey den zahmen Menschen in Europa nicht zum bon ton gehören, über Dinge, die nicht vor Augen liegen, und ihre reine Empfindung darüber drückt sich meistens überaus naiv und lieblich aus.

B. Wie glücklich doch diese Leute gegen uns sind! Sie bedürfen weniger, und wie hemmen uns unsere unzählige Bedürfnisse so oft am reinen Genuß des Lebens! Wie unzählige Sorgen führen sie uns zu! Sie scheinen den unersättlichen Durst nach Wissen, nach Ideen gar nicht zu haben, der für manche unter uns so peinlich ist, weil sie gar keine Befriedigung absehen.

A. Wenn darin die wahre Glückseligkeit besteht, seinen Geist so wenig wie möglich auszubilden — so hat auch diese gescheite Nation den rechten Faden noch nicht gefunden!

B. Vielleicht aber ersetzt ihnen ihr gesunder Verstand und ihre lebendige, ungekünstelte Empfindung alles das vollkommen, was ihr europäische Männer Cultur des Geistes zu nennen beliebt?

A. Das glaube ich auch.

B. So siehts übel aus mit eurer Cultur!

A. Erbärmlich übel! — aber auch übel mit Ihren Wilden! denn der große Prophet unsers Zeitalters, der Patriarch aller empfindsamen Träumer über sich selbst, deren Zahl in unsern Tagen Legion heißt — Johann Jakob Rousseau leitet alles Elend der Menschen vom Denken und Nachsinnen her, und will, daß wir, wie weiland Nebucadnezar, auf allen Vieren gehen, wollen wir anders ächte Söhne der Natur seyn. Die Wilden aber gehen aufrecht!

B. Vor dieser Natur bewahr' uns der Himmel! wie würde das Geblüt zum Kopfe steigen, die hellen Augen trübe und die Rosenwangen wie Scharlach werden!

A. Ihr Mädchen denkt immer zuerst an euer Gesicht, und habt auch recht. Wir also fangen diese vierfüßige Natur nicht die Ersten an!

B. Sie spötteln immer!

A. Gutmüthiger Spott an seinem Ort ist das Salz der Gesellschaft, das aber nicht alle so gut wie Sie ertragen mögen.

B. Genug von dem. Sie haben mir schon oft von den Wilden erzählt und aus Carver, Loskiel, Long u. a. vorgelesen; und ich merkte, Ihr Herz ward allemal weich dabei. Es drückte Sie — ich weiß nicht was?

A. Je nun, das wird mich oft noch drücken, und drückt manchen Größern und Edlern denn ich bin. Es

giebt Augenblicke der Uebersattheit, von denen ich viel reden könnte, wenn ich nicht voraus sähe, daß dieser und jener Herr, da doch unser Gespräch so ziemlich öffentlich ist, daraus einen Spieß gegen mich zu machen nicht versäumen werde. Ich fühle, wie glücklich jene sind, auch hierin so wenig zu bedürfen, und alles in sich selbst zu haben — und wie so arm mancher unter uns, weil er so viel bedarf! das ewige Jagen nach Erkenntniß ist, solang es nur das ist, eine Flucht vor sich selbst, deren nächste Folge die ist, daß unser Herz als Feind gegen uns handelt.

B. Doch nicht immer?

A. Sorgen Sie nicht! Nein! nicht immer! nur wenn der gute Genius nicht Meister wird.

B. So lassen Sie ihn Meister seyn! Lebe und liebe! Wirken Sie mit dem, was Sie schon haben. Sie haben genug für ihren Kreis.

A. Diese Predigt habe ich oft schon gehört. Welches ist aber der Kreis, den ich fortan nun immer haben werde, und könnte nicht ein größerer kommen, der mehr erforderte?

B. Nach menschlichem Ansehen schwerlich. —

A. Ich bin ein europäischer Mann. Ein jedes Land hat so wie seine eigenen Menschen, so seine eigenen Berufsarten, seine eignen Pflichten, die Trieb und Umstände bestimmen müssen. Wir Europäer sind von Japhets (des Ausbreiters) Geschlecht, und uns gehört die Uebersicht der Erde.

B. Aber muß man dazu so viel Wissenschaft ha-

ben? Es ist mir, obwohl ich nur ein Mädchen bin, oft vorgekommen, Wissenschaft und Weisheit seyen zwo getrennte Sachen — und letztere allein das Zehrgeld auf die Reise nach jener Welt, wo Pensilvanien und die Wilden uns wenig mehr interessiren werden.

A. Wer weiß!! — Doch die Unterscheidung ist richtig, vielleicht aber lassen sich beide gar gut vereinigen.

B. Diese Untersuchung gehört nicht für mich. Ein Spruch der Bibel hat mich immer gerührt und über meine Armuth an Wissenschaft getröstet — obschon Sie mir einst sagten, Thoren hätten ihn so verlacht, daß man ihn kaum mehr nennen dürfte.

A. Mir wohl! die Bibel und ich sind keine Feinde.

B. „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen.“

A. Ein herrlicher Spruch voll der reinsten Wahrheit, die sich an tausend glücklichen Herzen erprobet. Er steht überdas in einem so schönen Zusammenhang: dem eiteln Wissen, dem bloßen Vielwissen setzt der heilige Mann die Gottesfülle an Glaube, Liebe und Hoffnung entgegen, die allein ein Freund des Erlösers empfindet, und so beseligend ist, daß jene Wissenschaft der Erde auch in ihrer geistigen Gestalt sich vor ihr in Staub verkriechen muß. Denn dieß ist der letzte Zweck und die eigentliche, obwohl von Millionen verkannte, Bestimmung des Menschen, seinen Schöpfer zu kennen, in festem Glauben sich

an ihn zu halten, je mehr und mehr sich der Quelle aller Vollkommenheit zu nähern, sein Herz mit Wahrheit und Liebe zu erfüllen, und mit aufgerichtetem Haupte einer immer steigenden Entwicklung, worin die höchste Seligkeit des Menschen besteht, entgegen zu sehen.

Indessen, wenn Paulus diese Weisheit besser nennt als die bloße Wissenschaft, so sagt er damit nicht, daß letztere in jeder Absicht gar nichts sey. Hat er doch selbst griechische Dichter gelesen, die Rabbiner seiner Nation studirt, und für seine Bücher Sorgfalt getragen. (2 Tim. IV, 13.) Drey Stellen aus den erstern führt er an, und seine Kenntniß der rabbinischen Gelehrsamkeit zeigt sich im Brief an die Hebräer. Johannes muß auch viel gewußt haben, von Moses, Hiob und Salomo; von einer Menge anderer in alten und neuen Zeiten, die Weisheit und Wissenschaft glücklich verbanden, nichts zu sagen. Bloß auf den Gebrauch kömmt es an, den man von letzterer macht.

B. Ja, wie könnte ein Weib mit Ihnen auskommen!

A. O sehr leicht! Man darf nur einst die süßen Früchte der wahren humanen Weisheit so geschmeckt haben, daß das Herz immer die Sehnsucht darnach behält, um sich eines Disputirens, wovor Euch graut, gar gern zu enthalten. Die Wissenschaft möchte ich, in allem Ernste, haben, die eine weibliche Seele lieben kann. Denn Euer Geist ist zu lichte, als daß

er etwas anderes, als was rein human ist, und woran das Herz Theil nehmen kann, annehmen könnte. Diese muß wahrlich keine spröde, trockene Buchstabenweisheit, sondern ein wahrer Reichthum und eine Zierde des Geistes seyn. Den Gelehrten zu dienen, habe ich weder Kräfte, noch Zeit, noch Hülfsmittel genug. Ein einziges Mal wollte ich es thun, aber meine Arbeit verlor sich wie ein Tropfen im Ocean. — —

B. „Dem Schönen, das die ganze Welt dir zeigt, geh lockend nach, bis es dein Trieb erreicht."

A. Recht getroffen, und ich hoffe mich dabei nicht zu verwirren! Man muß nur immer Zweck und Mittel zu unterscheiden wissen. Die Verächter der Wissenschaften wollen den Zweck und verachten die Mittel. Die Buchstäbler vergessen über den Mitteln den Zweck. Der Zweck ist in diesem Fall — wahre Lebensweisheit für sich und Nutzbarkeit für andere. Wer dieß leugnet, versteht nicht, was er redt, und ficht bloß gegen das Gespenst seines Vorurtheils; wie der, den wir gestern so spöttelnd und verächtlich gegen die Wissenschaften plaudern hörten. Es ist Männern meines Berufs nicht bloß erlaubt, sondern befohlen, auch hierin Lichter in der Finsterniß, Lehrer des unwissenden Haufens zu seyn, und sich einen Schatz von schönen und nützlichen Kenntnissen zu erwerben — wär' es auch nicht um des eigenen Vergnügens, das sie gewähren, so doch um derer willen, die, um in den Himmel zu steigen, eine Leiter bedürfen, die auf

der Erde steht und von ihr ausgeht. Sind sie selbst oder andere droben, so mögen wir die Leiter wegwerfen, wenn wir wollen. Ohne Noth hat doch gewiß die Vorsicht den Wissenschaften in der Welt nicht so augenscheinlich fortgeholfen. — —

B. Wo kommen wir hin? Bei mir haben Sie keine Apologie nöthig, denn Sie haben schon anderswo Ihr, mich beruhigendes, Glaubensbekenntniß abgelegt: daß es zur wahren Weisheit nicht nur einen, sondern tausend Wege und für jedes Individuum einen andern gebe; und daß es Tyranney sey, den Seinigen als den Einzigrichtigen auszuschreien.

A. Allerdings Tyranney, und Stolz und Dummheit oben drauf, wenn es ein Mensch behauptet. Einmal durfte Einer, der mehr als das war, sagen: „Ich bin der Weg!" — Wer erkühnt sich neben diesem einen bessern anzugeben? ich nicht! ich rede bloß vom Vorhof, der zu diesem unberührbaren Heiligthum führt.

B. Mich hat immer die erhabene Stelle Hiobs (C. 28.) tief gerührt, wo er den Weg der Weisheit so schwierig macht:

„Wo soll man Weisheit finden?
„Und wo ist des Verstandes Ort? —
„Den Weg ersah kein Berges Vogel je,
„Des Geyers Auge hat ihn nie erspäht.
„Der Mensch, er weiß nicht ihren Sitz,
„Im Lande der Lebendigen ist sie nicht;
„Das Meer spricht: nicht in mir ist sie!
„Die Tiefe wiederhallet's; nicht in mir!"

A. Und so leicht macht er ihn!

„Dir ist Furcht des Herrn Weisheit!

„Das Böse meiden, das ist Verstand!"

Ueberhaupt ist kein Weg zu ihr, wir dürfen sie weder im Himmel, noch im Meer, noch im Abgrund suchen — sie ist in uns!

B. In uns, wie Gold in Bergen! wie Diamanten im Schacht! aber, wie sie herausgraben?

A. Durch Regierung seiner Seele, durch Festhaltung seines Zweckes, durch Nachdenken und durch Freundschaft mit dem, der ihre Quelle in sich selber hat. Nur den Fleissigen belohnt sie. So wird man weise, auch ohne Hülfe der Bücher, die so oft nur Brunnen ohne Wasser sind. Ihr zumahl, feinere Hälfte des Menschengeschlechtes! der Schöpfer scheint bei euch das Gold der Weisheit obenauf gelegt zu haben, und bei uns etwas tiefer, weil Mühe und Arbeit unsere Bestimmung ist.

B. Und Sie, m. L., wollen künftig immer Ihrem Genius treu und nüchtern im Suchen seyn. „Was haben wir zu versäumen? ist nicht die ganze Ewigkeit unser?" sagt Ihr verehrter Leßing. Glückseligkeit durch Weisheit ist Ihr Zweck. Suchen Sie sie nie allein auf dem Wege der Wissenschaft!

A. In dieser, so lang sie bloß Wissenschaft ist, gar nie, aber in ihren Resultaten. Sie ist bloß Buchstabe, diese aber sind ihr Geist. Wie manche frohe Stunde habe ich ihr zu danken, wenn ich sie so genoß, mäßig und zu keinem andern Zweck, als um

Wahrheit zu finden. Sie sey und bleibe meine Freude! Sie ist auch ein Gottesgeschenk, eine sorgenlösende Freundin, eine Zuflucht in kummervollen Stunden, sie gehört zu meiner Natur, und in der Ewigkeit will ich noch ihre Seligkeiten genießen. Siehe den weiten Himmel! welche Geheimnisse verbirgt er in sich, die jetzt noch der spähendste Blick eines irdischen Forschers nicht ergründen kann, die aber auch mir nicht ewig Räthsel bleiben sollen! Nur wollen wir die Weisheit nicht vergessen, von welcher Hiob spricht: Diese, liebe Seele, sey unsre gemeinschaftliche Freundin!

B. Weisheit ist bloß ein Nahme — Gott ist Alles.

Die Wissenschaften.
Eine Parabel.

Im neuen Jerusalem, welches schon jetzt bereitet ist, um einst nach Vollendung aller Dinge auf Erde herabzusteigen, gerüstet, wie eine geschmückte Braut ihrem Bräutigam, ist der Pallast der Religion, voll der Herrlichkeit des Herrn und sein Licht gleich dem Tage. Sie selbst wohnt in ihm als ein menschliches Wesen, und was schön und gut ist auf Erden, versammelt sich zu ihr.

Einst entstand ein Gemurmel unter Vielen, die theils um den Pallast, theils schon in ihm waren:

„Ein so herrliches Wesen bedürfe keines Schmucks der Erde und die Begleiterinnen, die da um sie stühnden, auf deren Arm sie sich stütze, durch deren Mund sie bisweilen rede, müssen alle herausgejagt werden!“ Diese Begleiterinnen waren die Musen menschlicher Künste, die zu dieser Ehre ein Recht zu haben glaubten, weil auch sie von Gott herkämen, seine Thaten und Gedanken erforschten, die Menschen an ihrer Hand auf dem Wege des Fleisses und der Uebung wieder zu ihm zu führen gedächten, und die jüngern Schwestern der angebetenen Göttin wären.

Aber das Geschrey hörte nicht auf, und ward im Gegentheil immer lauter. „Ihr Wesen sey von unten auf; sie seyen für viele, die sich ihnen ergeben, wie ein Schwert in des Rasenden Hand: sie versperren den Weg zum Pallast; — auf die Erde müßten sie wieder zurückgebannt werden!“

Die Religion schwieg, ließ sich ungeachtet dessen von ihnen begleiten, sprach oft durch sie, ließ sie für sich zeugen und stützte sich, wie zuvor, bisweilen auf ihre Arme. Das Geschrey nahm überhand, und gerade die schrieen am lautesten gegen die Musen, die ihnen nie ins Angesicht, sondern sie nur in weiter Ferne gesehen hatten. Es wurde hörbar genug gesagt: „Das sey nicht die wahre Königin!“ — Denn sie war nicht nach ihrem Sinn, nicht ausschließend, sondern gegen alle gütig, nicht ängstlich und enge, sondern die Freyheit selbst.

Endlich befahl an einem großen Tage die Königin

ihren Begleiterinnen, sich zu rechtfertigen. Schon machten sich alle Zuhörer auf lange Schutzreden gefaßt — als ganz gegen ihre Erwartung nur kurze Sprüche gehört wurden.

Die Muse der Dichtkunst fieng an:

„Herr Gott! du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmücket. Licht ist dein Kleid das du anhast. Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich, du wölbest ihn mit Wasser. Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittichen des Windes. Winde sind seine Bothen, Feuerflammen seine Diener. Heilig! heilig! heilig ist Jehovah, der Heere Gott, und alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Die Muse der Tonkunst sang:

„Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen seinen Nahmen, des Morgens seine Gnade, des Abends seine Treu verkündigen! Auf den zehen Saiten, mit Psalter, mit Spielen auf der Harfen. Singet dem Herrn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt!

Die Muse der Geschichte sprach mit hoher Majestät, mit Einfalt und Würde:

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und der Hauch Gottes fuhr über die Wasser. Da sprach Gott: Es werde Licht! da ward das Licht. — Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war

das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht. In ihm war das Leben. Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Nachdem vor Zeiten Gott oft und auf mancherley Weise geredet hatte zu unsern Vätern durch die Propheten, sprach er zuletzt mit uns durch seinen Sohn, den Herrn über alles, den Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens —"

Die Muse der Philosophie fiel ihr ins Wort:

„O welch eine Tiefe des Reichthums beyde der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte! Wie unerforschlich seine Wege! — Davon wir reden ist nicht eine Weisheit dieser Welt, und der Obersten dieser Welt, welche vergehen, sondern wir reden von der geheimen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Grundlegung der Welt zu unserer Herrlichkeit."

Nachdem auch die Muse der Erdkunde gesungen hatte:

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnet; er hat ihn an die Meere gegründet und an den Wassern bereitet" —

Die Muse der Beredsamkeit:

„Das Wort Gottes ist wie ein Feuer und ein Hammer, der Felsen zerschmettert; lebendig, kräftig und schärfer denn ein zweyschneidend Schwert und durchdringet und durchschneidet Seele und Geist, Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens" —

Und die Muse der Sternkunde:

„Die Himmel sind durch das Wort des Herrn gemacht und all ihr Heer durch den Geist seines Mundes! Er führet des Morgens die Sonne herauf, fröhlich wie einen Bräutigam aus seiner Kammer. Hebet eure Augen in die Höhe und sehet, wer hat die Gestirne erschaffen? Wer führet ihr Heer nach der Zahl heraus? Wer rufet sie mit Nahmen, daß ihm, dem Starken, dem Allmächtigen, keines ausbleibt.

Nachdem sie dieses gesagt hatten, schwiegen sie still. Ihre Verkläger — seufzten! Die Religion sprach: „Ihr seyd gerechtfertigt, denn ihr habt euch geheiligt. Alle Creatur Gottes ist gut und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen und mit Weisheit zur Ehre des Schöpfers genossen wird."

Nach wie vor blieben die Musen ihre Begleiterinnen, und wie sonst — ihre beneideten Begleiterinnen.

Von der Gefahr der übeln Laune beym Nachdenken über Religion.

Folgende Gedanken aus einem meiner Lieblingsschriftsteller, Shaftesbury, werden meiner Serena, wenn sie ihrem Nahmen getreu ist, gewiß gefallen und lehrreich seyn. Sie sind aus seiner geistreichen

Schrift „von der Schwärmerey" (wo auch für unsere Zeit viel Lehrreiches vorkommt) und seinen „vermischten Betrachtungen."

1.

„Die Wahrheit ist das mächtigste Ding in der Welt, da sogar die Erdichtung ihr unterworfen ist, und nur durch die Aehnlichkeit mit jener gefällt. Der Schein von Wirklichkeit ist nothwendig, um die Vorstellung dieser oder jener Leidenschaft angenehm zu machen, und um andere rühren zu können, müssen wir erst selbst gerührt seyn, wenigstens es scheinen."

2.

„Bey jeder Art von Schwärmerey ist etwas Melancholie. Sey es Liebe oder Religion, (denn in beyden kann man schwärmen) so kann nichts dem immer wachsenden Uebel abhelfen, als daß man Melancholie und üble Laune soviel möglich entferne und der Seele Freyheit gebe, alles anzuhören, was für und wider die Sache gesagt werden kann." (Die Schwärmer aller Art haben das an sich, daß sie ihren Meynungen einen übermenschlichen Werth beylegen, und, sind sie religios, sich göttlicher Eingebungen rühmen, so daß jeder, der sich von ihrem Prophetenton niederdrücken läßt, sich zu versündigen glaubt, wenn er sie einer kaltblütigen Prüfung unterwerfen wollte. Wer so kommt, ist allemal verdächtig; was Wahrheit ist, darf das Licht nicht scheuen.)

3.

„Wenn ich über Religion denke oder schreibe, so

suche ich mich zuvorderst in so heitre Laune zu versetzen, wie möglich.*) Wer das thut, hat mit dem schon den halben Weg zur Wahrheit gewonnen. Gute Laune ist nicht nur das sicherste Präservativ gegen Schwärmerei, sondern auch der beste Grund der wahren Gottseligkeit und Frömmigkeit. — Nur übler Humor bringt den Menschen auf den Gedanken, daß die Welt von einer boshaften Macht regiert werde, oder daß der oberste Regierer finstere und unglückliche Gesinnungen gegen seine Geschöpfe habe: wenn wir nämlich fühlen, daß etwas der Art in uns selbst ist. Wir machen ihn, wie wir sind, und können nie an seine Majestät und Größe denken, ohne etwas Steifes oder Moroses damit zu verbinden. Finstere Gemüther haben die Religion so traurig, und eben dadurch vielen sonst edeln Menschen zu unserer Zeit so verhaßt gemacht. Gewöhnlich denkt man nur im Unglück, in Krankheit, auf dem Todbette an sie. Darum sehen so viele Menschen nur Zorn und Rache in der Gottheit, weil sie selbst innerlich davon voll sind. Wir müssen in der muntersten Laune, in einer recht fröhlichen, sanften

*) Es läßt sich hier anwenden, was Jesajas (LXIV, 5.) sagt: „Gott begegnet den Fröhlichen." Nicht düstere Niedergeschlagenheit, sondern glaubensvolle Fröhlichkeit soll die Gemüthsstimmung derer seyn, die an das Evangelium wahrhaft glauben. Leset die Psalmen; aus der tiefsten Niedergeschlagenheit erhebt sich gewöhnlich der Glaube des Psalmisten zur fröhlichsten Hoffnung. Eine finstere Gemüthsstimmung erzeugt meistens religiösen Methodismus, Schwärmerey und zuletzt Verfolgungsgeist.

Stimmung der Seele seyn, wenn wir fühlen wollen, was die wahre Güte ist, die wir mit so vielem Rechte der Gottheit zuschreiben."

4.

„Gegen allen und jeden Aberglauben ist man sicher, wenn man nur den Gedanken nicht verläßt: daß nichts als Göttliches in Gott, und daß er entweder gar nicht, oder die wahre und vollkommene Güte ist. Meynen wir aber, er zürne über uns, wenn wir ihn mit freiem Geiste betrachten und sein Daseyn und Wesen untersuchen, so halten wir ihn mit dem für niedrig und dem vorgegebenen Charakter von Güte und Größe ganz widersprechend. Die heilige Schrift ist mit mir einig. So geduldig Hiob war, so frei und kühn prüfte er doch die Gerechtigkeit Gottes. Seine Freunde machten's hart mit ihm und boten allen, guten und schlechten Beweisgründen auf, um der Providenz gegen ihn auszuhelfen. Sie machten sich ein Verdienst daraus, alles mögliche Gute von Gott zu sagen, so weit ihre Vernunft reichte, bisweilen etwas drüber hinaus. Dies nannte Hiob, Gott schmeicheln, Gottes Person ansehen, ja sogar, seiner spotten. Mit Recht! Denn ist Verdienst darin, einen Gott und eine Vorsehung, auf so schwache und elende Gründe hin, zu glauben? Ists Tugend, eine Meynung anzunehmen, die dem äusserlichen Anschein so zuwider läuft, fest entschlossen, nichts anzuhören, was dagegen gesagt werden könnte? Wie könnte dem Gott der Wahrheit dieses gefallen!

— Hiob bekam den Lobspruch: „Mein Knecht Hiob hat besser von mir geredt als ihr“ — seine Freunde, die sich mit so vieler Selbstzufriedenheit der Person Gottes annehmen wollten.“

5.

„Selbst der Atheismus hat seinen Ursprung in finstern Gemüthern genommen. Denn gewiß ist der Begriff eines Vaters aller Dinge weit tröstlicher und beruhigender, als der einer verlornen Natur und einer vaterlosen Welt. Wenn nur wenigstens die Menschen die Gottheit für so gütig hielten, als viele ihrer Mitmenschen sind!“

6.

„Es kann einer ein vortreffliches Ohr zur Musik haben, ohne selbst musiciren zu können; es kann einer vortrefflich von Gedichten urtheilen, ohne jemals selbst Dichter gewesen zu seyn; aber von der Güte können wir schlechterdings keinen Begriff haben, wenn wir nicht selbst gütig sind. Ist der Preis des göttlichen Wesens ein so wichtiger Theil seiner Verehrung, so müßen wir folglich vorerst selbst Güte lernen; wär' es auch bloß deßwegen, um es preisen zu können. Denn das Lob der Gottheit aus einem ungesunden, hohlen Herzen ist gewiß der ärgste Mißlaut in der Welt.“

7.

„Ausser den vielen Gesängen und Hymnen, die in der ganzen Schrift zerstreut sind, giebt es ein ganzes Buch der Psalmen, einen Hiob, Sprüchwörter,

das Lied der Lieder und andere Bücher dieser heiligen Sammlung, die ganz Poesie und voll von fröhlichen Bildern sind; woraus wir sehen, wie sehr ihre heiligen Verfasser frohe Laune und Abwechslung liebten, als die beßten Mittel, die Religion zu befördern und den festgesetzten Glauben zu erhalten. In den ältesten Büchern derselben herrscht die vertraulichste Schreibart, besonders in so vielen muntern Unterredungen zwischen Gott und den Menschen: ich möchte noch hinzu setzen, zwischen Menschen und Thieren; die meisten derselben sind fröhlich, unterhaltend und scherzend, wovon sich selbst in den Reden unsers Heilandes viel Proben finden."

8.

„Ein Beweis, daß Melancholie und üble Laune gewiß nicht das Werk des Geistes Gottes sind, giebt uns der Prophet Jonas, dessen Charakter in der heil. Schrift so natürlich beschrieben wird."

Ein mürrischer Mann war dieser Prophet und mehr einem eigensinnigen Kinde gleich, als einem Mann. Man möchte sagen: es gefiel Gott, wie einem guten Vormund, ihn zu humorisiren, seinen Zorn über sich gehen zu lassen und auf eine scherzende Weise ihm die Folgen seines mürrischen Wesens — in sich selbst zu zeigen.

„Stehe auf," sagte der gütige Herr, „und gehe nach Ninive!" — „Da wird nichts draus!" sagt der Prophet zu sich selbst und geht über Meer nach Tharsis. Er entgeht der Schule, wie ein unar-

tiger Knab, und hofft ganz davon schleichen zu können. Aber sein Vormund hat gute Augen und lange Arme. Er erwischt ihn auf dem Meer, bereitet ihm einen Sturm zur Züchtigung und eines Fisches Bauch zu seinem Gefängniß. Der Flüchtling findet dieß schlimmer als irgend einen andern Verhaft auf dem festen Lande. Er wird mürbe, wird gut, gesittet und spricht gewaltig gegen das lügenhafte Nichts. (II, 8.)

Nun kömmt er auch wieder in Gnade und erhält Befehl nach Ninive zu gehen und dessen Zerstörung zu verkünden. Er thuts; Ninive bekehrt sich; Gott vergiebt, und der Prophet — kömmt in Zorn.

„Herr! sah ichs nicht voraus, wie es kommen würde? Hab ichs nicht gesagt, da ich ruhig und sicher zu Hause war? — Warum wär' ich sonst weggelaufen? — Als hätte ich nicht gewußt, wie wenig den Drohungen derer zu trauen sey, die immer bereit sind zu vergeben und sogleich bereuen, was sie beschlossen haben! — Nein! — Schlage mich tod! — Nimm mein Leben diesen Augenblick! — Dieß ist besser für mich! — Wenn ich noch künftig einmal weissage —!" (IV, 1—3.)

„Thust du Recht daran, so zornig zu seyn, Jonas? Frage dich selbst! — Komm! weil du doch durchaus aus der Stadt heraus willt, zu sehen, was ihr widerfahren würde, so hast du hier eine bessere Hütte, als dein enges Haus, dich gegen die Sonnenhitze zu bewahren, die dir so drückend ist. Setze dich unter diese große Pflanze, daß sie mit ihren Schatten dein Haupt bedecke; kühle dich, und laß den Aerger fahren!"

Da ihm der Allmächtige so seine Nachsicht zeigte, da wurde der Prophet besser gelaunt und hatte eine ganz gute Nacht. Aber am folgenden Morgen kam der Wurm und ein Ostwind. Die Staude verdorrte, die Sonne brannte, und des Propheten Kopf wurde erhitzt wie zuvor. Die üble Laune kömmt zurück, und der gute Mann ist wieder im alten Gleise: „Besser sterben, als leben auf diese Weise! — Der Tod, der Tod allein kann mich beruhigen! — Laß mich nichts weiter vom Leben hören — Nein! — Kein Wort mehr vom Leben!“ —

Gott macht zwar Einwendungen, wird aber kurz abgefertigt und erhält eine mürrische Antwort: „Verdrüßlich bin ich! Verdrüßlich habe ich Recht zu seyn und will es seyn bis zu meinem Tode!“ Der Allmächtige legt ihm, mit dem äussersten Mitleiden über sein melancholisches, mißmüthiges Temperament, seine ganze Thorheit vor Augen, ermahnt ihn auf die zärtlichste Weise und unter dem vertraulichsten, fröhlichsten Bilde, milde zu seyn, indem er ausdrücklich selbst gegen die Thiere in der Stadt weit mehr Sorgfalt und Zärtlichkeit zeiget, als der Prophet gegen sein eigenes menschliches Geschlecht und sogar selbst gegen seine Schüler, die er durch seine Predigt bekehrt hatte.

Stellen aus einem Lobgesang auf Gott.
(Von dem persischen Dichter Scheik Sadi.)

Im Nahmen Gottes, des Schöpfers der Welten!
Des Allweisen, der das Wort auf der Zunge schaft,
Des Führers, der die Menschen zur Seligkeit leitet!
Gnädig ist er! Ein Vergeber der Sünde! Dem Reuenden gnädig.
Wer vor seiner Thüre nicht Hülfe gefunden, findet sie nirgends.
Er ergreift den Sünder nicht über der That:
Sobald er zurückkehrt, tilgt er seine Sünden aus seinem Buche.

Ein Tropfe sind Zeit und Ewigkeit im Merr seiner Erkenntniß.
Er sieht der Menschen Sünde und zieht gütig den Schleyer über sie.
Vor keinem verschließt er die Thür seines Speisesaals;
Die Fläche der Erde ist die gedeckte Tafel für seine Geschöpfe,
Und am Tische seiner Freygebigkeit gilt weder Freund noch Feind.
Sein allerhöchstes Wesen ist über alles Forschen erhaben:
Seine Macht bedarf nicht des Dienstes erschaffener Geister und Körper.
Alle Wesen vollbringen seine Befehle,
Der Mensch, die Vögel, die Mücken und Ameisen.
Seine holde Barmherzigkeit ist die Werkmeisterin aller Dinge,
Von ihr kömmt alle Größe und alles Lob.

Sein Recht ist ewig, sein Wesen ohn' alles Bedürfniß.
Dem setzt er Kronen des Ruhms aufs Haupt,
Und jenen wirft er wieder vom Thron in den Staub:
Den ziert er mit dem Mantel des Glücks,
Und jenen hüllt er in den Sack des Elends.
Zückt er, um Menschen zu schrecken, das Schwert seiner Rache,
So sind seine Diener, die Engel, taub und stumm gegen die Klagen der Menschen.
Aber wenn er seine Barmherzigkeit verkündigt,
So ruft der kleine Vogel Hezazil: „Ich will sein Herold seyn!"
Nah' ist seine Gnade dem, der sich vor ihm in den Staub hinwirft.
Er erfüllt die Bitte dessen, der aus der Niedrigkeit zu ihm empor schreit.
Mit der Feder seiner Vorsicht zieht er die Lineamente des Menschen im Mutterleib.
Lastschiffe leitet er mit seinem Hauch über die unergründlichen Fluthen.
Mit Gebürgen befestigt er die ungehorsame, fiebrisch zitternde Erde,
Mit Felsen, die in ihrem Eingeweid wurzeln.
Kieselsteine besät er mit Türkis und Rubinen;
Smaragden hängt er an die karfunkelnde Rose.
Was ist dunkel vor seiner Erkenntniß?
Enthülltes und Verborgenes ist gleich vor ihr.
Auch Schlangen und Ameisen bereitet er Speise,
Und giebt sie zugerichtet dem, das weder Hand noch Fuß noch Bewegung hat.
Durch seine Kraft hat er die Wesen aus dem Nichts gezogen;

Wer, ausser ihm, kann das Nichts gestalten?
Alle Welt ist einig, daß seine Gottheit sey:
Unter dem Forschen, was sie sey? erliegt alle Welt.
Jenseits den Gränzen seiner Herrlichkeit wird nichts erkannt,
Jenseits den Gränzen seiner Güte nichts empfunden.
Kein Adlergedanke erreicht seine Höhe:
Kein Begriff berührt den Schooß seiner Güte.
Tausend Schiffe versanken in diesem Ocean,
Und kein Brett von ihnen sah man am Ufer!
O welche Lust, Tag und Nacht mit gebeugtem Antlitz an diesem Abgrund zu ruhen!
Auch mich hält seine Hand
Und ewig hör' ich seinen Ruf: **Erhebe dich!**

Weniger in prächtigen Bildern strahlend, aber voll tiefen Gefühls und ernster, strenger Wahrheit ist folgender Erguß der reinen, demüthigen Seele **Fenelons**.

Fenelon's Gebet an Gott.

(Aus dem Französischen.)

O mein Gott! wenn so viele Menschen in dem prächtigen Schauspiel, das du ihnen in der ganzen Natur zeigst, dich nicht entdecken, so ist es nicht, daß du ferne von einem jeglichen unter uns wärest. Jeder von uns berührt dich gleichsam mit seiner Hand:

aber die Sinne und die von ihnen erregte Leidenschaften rauben dem Geist alle Aufmerksamkeit. Herr, dein Licht leuchtet in der Finsterniß, und sie ist so dichte, daß man dich nicht begreift. Du zeigst dich allenthalben, und allenthalben versäumen die zerstreuten Menschen, auf dich zu merken! Die ganze Natur spricht von dir und wiederhallt von deinem heiligen Nahmen, aber sie redt zu tauben Ohren, die sich selbst täglich noch tauber machen; du bist nahe in ihnen, du bist in ihnen — aber sie fliehen, sie verirren sich von sich selbst! Sie würden dich finden, o sanftes Licht, o unvergängliche Schönheit, immer alt und immer neu, du Quelle des unschuldigsten Vergnügens, du reines, seliges Leben für alle die, welche wahrhaftig leben — wenn sie dich in sich selbst suchten.

Aber die Gottlosen verlieren dich, indem sie sich selbst verlieren! Ach! deine Geschenke, die sie auf die Hand weisen wollen, welche sie giebt, belustigen sie so sehr, daß sie sich endlich selbst im Wege sind, sie zu sehen. Sie leben von dir — und sie leben, ohne deiner je zu gedenken; oder vielmehr, sie sterben an der Quelle des Lebens, weil sie sich nicht davon nähren wollen! Und doch ist es der Tod der Seele, dich nicht kennen! Sie schlafen in deinem sanften, väterlichen Schooß ein, und bezaubert von betrügerischen Träumen fühlen sie die mächtige Hand nicht, die sie trägt! Wärst du ein ödes, ohnmächtiges, lebloses Wesen, eine Blume, die wieder verwelkt, ein Strom, der wegfließt, ein prächtiges Gebäude, das

einst zerfallen wird, ein Gemählde, das bloß durch sein Farbengemisch die Phantasie rührt, oder ein unnützes Metall, das einigen Glanz hat — dann würden sie auf dich merken und dir thöricht die Macht, sie zu vergnügen, zuschreiben, obgleich leblose Dinge das Vergnügen nicht geben können, das sie selbst nicht haben, und du allein die Ursache von allem bist. Wärst du nur das, ein lebloser Körper ohne Kraft, der Schatte eines Wesens, so würde deine nichtige Natur ihre Eitelkeit beschäftigen, und sie in dir einen, ihren niedrigen, thierischen Gedanken gemäßen, Gegenstand finden. Aber weil du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie niemals einkehren, so bist du ihnen ein verborgener Gott. Denn dieser innerste Grund ihrer selbst liegt in der Verirrung, wo sie sind, ihrem Gesichtskreis viel zu ferne ab. Die Ordnung und Schönheit, die du über alle deine Geschöpfe verbreitest, sind wie ein Schleier, der dich ihren kranken Augen entzieht. Ach! das Licht, das sie erleuchten sollte, verblendet sie, selbst die Strahlen der Sonne, die über ihnen scheinet, hindern sie, sie anzuschauen! Du bist ein viel zu hohes und zu reines Wesen, um von ihren groben Sitten erfaßt zu werden, und Menschen, die sich den Thieren gleich machen, haben keinen Sinn mehr für dich.

Da der Mensch täglich Weisheit und Tugend erkennt, Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, weil sie weder Ton, noch Farbe, noch Geruch, noch Geschmack, noch Gestalt, noch irgend eine körperliche

Eigenschaft haben: warum denn, o mein Gott! warum sollten wir mehr an dir zweifeln, als an so vielen andern ebenfalls wirklichen unwidersprechlichen Dingen, deren gewisses Daseyn wir in den ernsthaftesten Geschäften unsers Lebens als sicher voraussetzen, und die doch eben so sehr wie du unsern körperlichen Sinnen entrinnen?

O Elend! o schreckliche Nacht, die die Kinder Adams umhüllt! o unbegreifliche Verblendung! o Verkehrtheit des ganzen Menschen! Der Mensch hat nur Augen, um Schatten zu sehen, und die Wahrheit ist ihm ein Phantom! Was Nichts ist, ist ihm Alles! was Alles ist, scheint ihm Nichts! Was seh' ich in der ganzen Natur? Gott! Gott allenthalben und nur Gott allein! Wenn ich betrachte, o Herr, daß alle Wesen in dir sind, so erschöpfst, so verschlingst du, o Abgrund der Wahrheit! all' meine Gedanken. Ich verliere mich in dir. Alles was nicht du bist, verschwindet vor mir, und kaum vermag ich, mich selbst wieder zu finden. Wer dich nicht sieht, sieht nichts; wer dich nicht fühlt, hat nie etwas gefühlt; er ist, als wäre er nicht; sein ganzes Leben ist ein bloßer Traum.

Steh auf, Herr! erhebe dich! Laß alle deine Feinde vor deinem Angesicht wie Wachs zerschmelzen und vergehen wie Rauch! Unglückliche Seele des Gottesvergessenen, die entfernt von dir, ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne ewigen Trost ist! Glücklich die Seele, und selig schon darin, die dich sucht, die nach dir seufzt und dürstet! aber tausendmal glücklicher die,

die dich gefunden hat, auf welcher das Licht deines Angesichts wiederstrahlt, deren Thränen deine Hand abwischt, deren Sehnsucht deine Liebe gesättigt hat!

Wann wird, o Herr, dieß geschehen? O schöner Tag! o wolkenloser, ewiger Tag, wo du selbst die Sonne seyn und wo du wie ein Strom von Wollust mein Herz durchströmen wirst! Meine Gebeine hüpfen auf in dieser fröhlichen Hoffnung, und mein Innerstes ruft: Wer ist dir gleich! Mein Herz zerschmilzt, mein Fleisch verschmachtet vor dir, o du Gott meines Herzens und mein Theil in Ewigkeit!

H i o b.

Nie nahe ich mich diesem Buche, dieser unschätzbaren Reliquie des höchsten Alterthums, ohne Ehrfurcht. Ueber dreytausend Jahre ist sein ehrwürdiges Alter; seine Poesie gehört zu den gefühlvollsten, gedankenreichsten, erhabensten der Bibel; sein Inhalt ist die wichtigste Frage, die sich die mit Mühe und Unglück beladene Menschheit machen kann.

Nicht Hiob allein, die Tugend des menschlichen Geschlechtes, die göttliche Gerechtigkeit selbst wird verklagt, geprüft, letztere gerettet, und der Schluß ist: Sobald der Mensch sich demüthiget und alle Selbstgerechtigkeit aufgiebt, zeuget Gott für ihn, enthüllt ihm seine Weisheit, Macht und

Güte, und belohnt ihm seine Zuversicht mit Gnade. — Hiob kämpft gegen die kalte Philosophie seiner Freunde, und nach all ihren Reden, die übrigens voll der herrlichsten Wahrheiten sind, bleibt ihm das menschliche Schicksal, das diese Moralisten leicht zu erklären vermeinten, ein Räthsel wir vorher; bis der Schöpfer selbst es löst — oder vielmehr durch neue, gleich unbeantwortbare und fast spottende Fragen ihn von seiner und seiner Freunde Unwissenheit überführt und Demuth lehrt. Das Pferd, der Waldesel, der Strauß, das Krokodil und der Elephant treten auf, als Zeugen seiner unbegreiflichen Macht und Güte — nur der Mensch wird vergessen! ihn zu erniedrigen unter die Erdenthiere? nein! vielmehr ihm auf seine weit größere Erhabenheit Winke zu geben.

„Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen;
„Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.“

„Was soll ich,“ sagt Herder, „über dieß Buch sagen, dessen Aussicht mir jedesmal wie ein bestirnter Himmel, oder wie der fröhliche, wilde Tumult der ganzen Schöpfung, untermischt mit den tiefsten Klagen der Menschheit, vom Aschenhaufen eines Fürsten die Felsen Arabiens hervor, fürkommt. Meine Stimme erliegt, eine einzige Beschreibung Gottes in der Natur oder in seiner Vorsehung, eine einzige Empfindung der Qual, wie sie voll innigster Herzenslaute dies Buch giebt, geschweige die letzte Erscheinung, wo alles

Große und Wunderbare der Schöpfung zusammenstürmt, den majestätischen Thron Gottes zu tragen — einen einzigen dieser Züge, nur wie ich ihn empfand, zu preisen. Hier sey mein Stillschweigen Lob!"

Ich wünsche, Sie könnten vor der Hand ganz vergessen, daß Hiob ein biblisches Buch ist, und es erst nur als eines der ältesten Producte des menschlichen Geistes lesen. Sein Verfasser nannte sich nicht. Sein Werk, und ein solches Werk! hinlegen auf den Altar der Zeit, und seinen Nahmen nicht nennen, schon das ist Seelengröße! Meine Uebersetzung ist so getreu wie möglich nach dem Original gemacht. Wo ich eine fremde statt meiner einrücke, zeige ich es an, weil ich mir nichts zugeschrieben haben will, was nicht mein ist. Das Sylbenmaaß ist ungekünstelt, nicht nur weil mir die Gabe des Rythmus fehlt, sondern weil es auch einigermaßen das Sylbenmaaß des hebräischen Gedichtes selbst ist. Ich wünsche, Serena möchte einen Theil des unbeschreiblichen Vergnügens mit empfinden, welches ich bei dieser Arbeit in einem Grade genoß, der mich alle andern Arbeiten und Vergnügungen darüber vergessen machte.

Den historischen Eingang des Buches lesen Sie in Luthers Uebersetzung.

Die Scene im Himmel stellt den großen Gedanken dar: „Alles was auf Erden geschieht, ist Schluß des Himmels." Es ist der Auftritt eines Gerichtes. Ein Fiscal oder Ankläger tritt vor den Richter, und wird gefragt: „Woher kommst du?" — „Von der

Erde." Gottes Reich wird hier nicht bloß, als auf die Erde eingeschränkt, vorgestellt, sondern ein weit größeres angenommen, das noch mehrere, mit moralischen Wesen bevölkerte Erdkörper und Welten in sich hält. Gott, als ein guter König, hört lieber gute Dinge von seinen Unterthanen sich erzählen, und nennt selbst den Hiob als ein Muster der Frömmigkeit. Der Verkläger, ein neidisches Wesen (wie der Momus der griechischen Mythologie) giebt Eigennutz als die Ursache desselben an: „Hast du nicht einen Zaun um ihn, sein Haus und alle seine Güter gezogen, das Werk seiner Hände gesegnet und sein Gut gemehrt auf Erden? Zieh einmal deine Hand von ihm ab und taste sein Vermögen an — was gilts, er wird dir ins Angesicht fluchen!" — Die ganze Tugend des menschlichen Geschlechtes ist gerade in dem einzigen Beßten unter allen, den der Richter selbst dafür erkennt, angeklagt. Zur Ehre des Menschengeschlechts, und wirklich auch zur höchsten Ehre Hiobs, giebt Gott dem Ankläger die Erlaubniß, sie zu prüfen — und der größte Emir (Fürst) unter allen im Morgenlande verliert seine Heerden, seine Hirten, und seine Kinder. Im ersten Anfall des Schmerzes zereißt er sein Gewand und rauft sich die Haare aus; aber, als wenn er sich schon im Schooß des Glückes auf jeden Wechsel des Schicksals vorbereitet hätte, nimmt er sich standhaft zusammen und spricht: „Nackt bin ich kommen aus Mutterleibe! Nackt kehr' ich wieder zur Erde zurück! Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen — der

Nahme des Herrn sey gelobt!“ Der Ankläger wird zu Schanden.

Zum zweitenmal tritt er vor Gott gegen ihn auf: zum zweitenmal, und nun noch mehr, lobt ihn der Richter, bereut es fast, ihm, auf die Forderung eines Bösewichtes hin, so wehe gethan zu haben. Dieser giebt sich noch nicht, und tastet dieß fast höchste Ideal der Tugend mit einer neuen noch weit boshaftern Beschuldigung an: „Hiob, o Richter, ist ein Mensch, der nur für sich fühlt. Fremdes Elend, wär' es auch das seiner Kinder, geht ihm nicht zu Herzen. Aber recke deine Hand aus und taste ihn selbst an! Du wirst sehen —!“ Gott erlaubt ihm auch diese Prüfung, doch mit Schonung seines Lebens. Hiob wird mit dem Aussatz befallen, der scheußlichsten, schmerzlichsten, langwierigsten Krankheit, die überdas alle Hoffnung der Heilung abschneidet. Nun hat er alles verloren! Satan läßt ihm nichts als ein lästerndes Weib und Philosophen zu Tröstern. Weise belehrt er erstere: „Haben wir das Gute von Gott empfangen und wollten das Böse nicht auch annehmen?“ Die drei Freunde kommen. Welch ein tiefer Ausdruck von Entsetzen und Betrübniß über diesen schaudervollen Wechsel des Schicksals liegt in den Worten: „Sie kamen, ihn zu klagen und zu trösten. Und sie huben von Ferne ihre Augen auf und kannten ihn nicht, und erhoben ihre Stimme und weineten, und jeglicher zerriß sein Kleid und warf Staub auf sein Haupt gegen den Himmel. Und sie saßten sich zu ihm auf die Erde, sieben Tage

und sieben Nächte, und redeten nichts, denn sie sahen, wie groß sein Schmerz war." Gewiß, Sie lesen weiter fort nach diesem Anfang; gegen diese Empfindung sind Sie nicht fühllos! Ich erkläre nichts, ich lasse es Ihnen über, der Tiefe seines Gefühls nachzugehen, dem Schwunge seiner Bilder nachzufliegen, dem Wechsel seiner Empfindung, die, den Wogen des Meeres gleich, bald zur Hoffnung sich erhebt, bald zum Wunsch des Vergehens niedersinkt, bald in den süßesten Träumen des Wohlseins oder der sanften Todesruhe sich wiegt, und dann plötzlich sich wieder aufrafft, den Schmerz in seiner ganzen Größe zu fassen — das alles mitzufühlen!

Da that Hiob seinen Mund auf und verwünschte seinen Geburtstag:*)

Vergeh' der Tag, darin ich geboren bin! Die Nacht, in der man sprach: Es ist ein Sohn geboren!

Finsterniß sey der Tag! Gott frage nie von oben nach ihm! Kein Glanz leucht' über ihm! Es ergreifen ihn Dunkel und Todesschatten! Dicke Wolken ruhen auf ihm, und bange Ahndungen erschrecken ihn!

Dunkel müße jene Nacht ergreifen! Sie schließe sich nicht an die Tage des Jahres; in die Zahl der Monate komme sie nicht!

Einsam sey die Nacht! Kein Jauchzen werde in ihr gehört! Die Zauberer, die Tage verfluchen, ver-

*) Cap. III, I. ꝛc.

fluchen sie, die mächtig sind, das Ungeheuer heraufzuzaubern! *)

Verfinstert werden ihrer Dämmerung Sterne! Sie hoffe aufs Licht, es komme nicht! Nie blinken ihr der Morgenröthe Wimpern! Daß sie der Mutter Thür nicht hat verschlossen, nicht meine Qual verborgen meinen Augen!

Warum starb ich nicht, da ich aus Mutterleibe kam? Warum hauchte ich nicht sogleich wieder aus? Warum hat man mich auf die Knie gesetzt? Warum haben mich Brüste gesäugt?

So läg' ich nun und wäre stille! So schlief ich nun und hätte Ruhe, mit jenen Königen und Herren der Erde, die Wüsteneyen sich zu Gräbern bauten; **) mit jenen Fürsten, reich an Gold, die noch ihr Grab mit Silber füllen!

O wär' ich wie eine unzeitige Geburt verscharrt, wie Todtgeborne, die das Licht nie sahen!

Bey ihnen ruht der Böse von dem Toben, und die der Arbeit müde sind — Da schlafen die Gefangenen mit einander und hören nicht den Ruf des Treibers — Da ruhen Klein und Groß; der Knecht ist frey von seinem Herrn!

Warum ward Licht den Kummervollen? das Leben

---

*) Zauberer, von denen man glaubte, sie könnten mit gewissen Formeln das Krokodil aus der Tiefe des Nils hervorzaubern, oder auf gewisse Tage einen Fluch legen.

**) Eine Anspielung auf die ägyptischen Pyramiden, die wahrscheinlich zuerst zu Königsgräbern bestimmt waren.

dem betrübten Herzen? Die des Todes harren und er kommt nicht! die ihn gleich einem Schatz ausgraben möchten! die sich freuen bey Grabhügeln, und frohlocken, wenn sie in ihre Ruhestatt gehen!

Warum ward Licht dem Mann, der keinen Ausweg weiß? den Gott ringsum umzäunet hat?

Mein Brod eß' ich mit Seufzen! Mein Heulen gleicht den rauschenden Wassern!

Erfüllt ist meine Furcht! gekommen meine Sorge! Zufriedenheit und stille Ruhe flieht — und Unruh bleibt!

Eliphas von Theman antwortet ihm und spricht: (Cap. IV.) Soll ich ein Wort zu dir versuchen? Du unterliegst? Wie aber könnten wir uns halten?

Du hast sonst viele unterrichtet, viel müde Hände gestärkt; deine Worte haben Gefallne aufgerichtet, bebende Knie hast du feste gemacht; nun es an dich kommt, zagest du! Du wirst berühret, und erschrickst!

Ist das nun deine Gottesfurcht? Das dein Vertrauen? das deine Redlichkeit? das deine Hoffnung?

Erinnere dich, ob je die Unschuld umgekommen? ob der Gerechte je vertilget worden?*)

---

*) Dieß ist der Geist der Reden seiner Freunde: Ohne auf die Erfahrung zu sehen, die uns doch manches Beyspiel zeigt, daß nicht immer der Gerechteste auch der Glücklichste sey, und uns mit dem eine künftige Vergeltung wahrscheinlich macht: hängt ihre ganze Moral an einem bloß theoretischen Satz, der an sich wahr, aber in der Anwendung falsch ist: Der Allgerechte kann niemand Unrecht thun; folglich muß der Gerechte auch in dieser Zeitlichkeit seinen Lohn empfangen; folglich ist Hiob, darum weil er unglücklich ist, ein Gottloser, und was noch viel mehr ist, ein Heuchler.

Das aber sah ich, daß, die Unglück pflügten und Mühe sä'ten, sie auch ernteten. Vor Gottes Hauch vergehen sie und seines Zornes Hauch vertilget sie.

Das Brüllen des Löwen und sein Geheul verstummt, des jungen Löwen Zähne werden zermalmt. Der alte Löw' erbeutet nichts und stirbt vor Hunger, der jungen Löwin Söhne sind zerstreut.

Es stahl sich zu mir hin ein flüsternd Wort, ein leiser Laut ergriff mein Ohr — in der Nachtgesichte Schreckenstunden, wenn tiefer Schlaf auf Menschen liegt — da ergriff mich Zittern, vor Schauder erbebten meine Gebeine:

Ein Geist gieng vor mir über — die Haare sträubten sich empor —

Da stand — ich kannte nicht den Schatten — ein Bild vor mir! und stille wars — und eine Stimme sprach:

„Wie mag ein Mensch gerechter seyn denn Gott?
„Vor seinem Schöpfer rein ein Menschensohn?
„Sieh! keiner seiner Knechte ist bewährt,
„Er findet selbst an seinen Himmelsboten Thorheit.
„Und solltens seyn, die in Lehmhütten wohnen?
„Ihres Hauses Grund ist Staub — sie, Speise der Würmer!
„Von Morgen bis Abend — sind sie dahin!
„Sind ewig hin, und werden kaum bemerkt!
„Ihr Glanz verschwind't, und eh sie sichs versehn, so sterben sie!“

Dann fährt er fort, schildert in Bildern, die von Hiobs Unglück hergenommen sind, doch ohne ihn zu nennen, das Schicksal eines Gottlosen, und schließt, daß wir selbst, und niemand anders, an unsern Unfällen Schuld seyen.

Auch ich sah einen Thoren tiefgewurzelt, und seiner Wohnung flucht' ich schnell.

Seine Kinder werden fern seyn vom Glück, zerstöret im Gericht, und kein Erretter! Der Hungrige *) wird seine Erndte essen, er von den Disteln seine Speise holen; der Durstige sein stark Getränk austrinken!

Vom Staube kömmt nicht unser Unglück, aus Erde sproßt nicht unsere Mühe; für Kummer ist der Mensch geboren, und nur Raubvögel streben hoch zu fliegen.

Gott selbst will ich um Aufschluß fragen, will deine Sache vor den Ewigen bringen.

Große Dinge thut er, die unerforschlich, Wunder, die nicht zu zählen sind. Den Regen sendet er auf Erde, die Wüste tränket er mit Wasser; hebt Niedrige empor und tröstet Traurige; zerstreut die Ränke der Listigen, und ihre Hand bringt nichts hervor; die Klugen fähet er in ihrer List, und läßt Verschlagene sich selbst in ihrem Rathschlag stürzen; des Tages rennen sie der Finsterniß entgegen, im Mittag tappen sie wie in der Nacht; Besiegte rettet er aus ihrem Rachen, von ihrer starken Feinde Hand; er ist des Armen Hoffnung und stopft den Mund den Bösen.

---

*) Räuber.

Sieh! selig ist der Mann, den Gott straft! Die Züchtigung des Höchsten halte hoch! Denn er macht Schmerzen und verbindet; er schlägt und heilt mit seiner Hand; aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren. In Hunger wird er dich vom Tod erlösen, im Krieg von Schwertes Hand. Vorm Geiselschlag der Zunge dich verbergen; und den Verderber siehst du ohne Furcht.

In Hunger und Verderben wirst du lachen, du wirst dich nicht vor wilden Thieren fürchten. Der Stein des Feldes wird dein Freund seyn, und wilde Thiere friedlich gegen dich. Dein Zelter wird sicher liegen, du wirsts in Ruhe finden, wenn du heimkehrst. Unzählich werden deine Enkel seyn, und dein Geschlecht wie Gras auf Erde. An Jahren reif gehst du einst in die Grube, wie man die Garben in die Scheune einführt.

Dies haben wir erforscht, es ist ihm so! So folge ihm und merke dirs!

Heftig ist Hiobs Antwort, wie sie auf einen so kalten Moralistenton nicht anders seyn konnte: (Cap. IV.) O daß gewogen würde mein Betrübniß! O daß auf einer Waagschaal' meine Leiden lägen! Denn schwerer als des Meeres Sand sind sie — Vor Schmerzen brauset meine Rede so!

Gottes Pfeile stecken in mir! ihr Gift vertrocknet meine Seele! des Ewigen Schrecken sind rings um mich gelagert!

Schreit der Waldesel, wenn er Gras findet? Brüllt je der Ochse vor der Krippe? Aber wer, wie ich, muß ungesalzne Speisen*) essen? Und ist Vernunft in dem, was Träumer schäumen? Was ihr mir vorsetzt, ist mir stinkend; was meiner Seele eckelt, muß meine Speise seyn!

O daß mir meine Bitte würde! O daß der Ewige meinen Wunsch erfüllte! O daß er wollte und mich zerschlüge! daß ausführ' seine Hand und mich zerschmetterte!

So hätt' ich doch noch Einen Trost und wollt' in meinem Schmerz vor Freud' aufspringen: wenn er mir nicht verschonte — und ich auch dann des Heiligen Worte nicht verläugnete!

Ach! wie gering ist meine Kraft, daß ich noch hoffen, wie wird mein Ende seyn, daß ich Verzögrung wünschen sollte! Ist Kraft der Felsen meine Kraft? Ist Erzt mein Fleisch? Hab' ich doch nirgends Hülfe, und meine Kraft ist ganz von mir gefloh'n!

Wer seinen Freund dem Elend überläßt, den hat Barmherzigkeit und alle Furcht des Ewigen verlassen. Den Regenbächen gleich geh'n meine Brüder vor mir über und versiegen wie Wasserquellen. Sie brausen, angefüllt mit Eis und Schnee: dann werden sie gering und schwinden, der Sonnen Hitze tilget ihre Spur. Der dürstende Wanderer eilet zu ihnen, kommt — findt sie dürre und — verschmachtet! — — So ist

*) Die eiteln Trostgründe des Eliphas.

eure Freundschaft für mich! Ihr sehet meinen Jammer und fürchtet euch und schaudert zurück! — —

Ihr fallet über einen Waisen her, grabt Gruben euerm Nächsten — Und hat denn meine Zunge Unrecht? (Cap. VII.) Vermag mein Gaum die Lügen nicht zu prüfen?

Hat nicht der Mensch auf Erde ewigen Streit? Sind seine Tage nicht wie eines Tagelöhners?

Wie sich der Sclave nach dem Schatten sehnet, und seiner Arbeit Lohn der Knecht erwartet, so war mein Erbtheil! Monden voll von Unglück! und banger Nächte sind mir viele worden. Leg' ich mich nieder, so seufze ich: Wann steh' ich auf! und lange dehnt sich mir die Nacht, ich werde düstrer Träume satt, bis wiederum ein Morgen dämmert!

Mein Kleid sind Würmer, und um und um bin ich voll Staub! Bald heilet meine Haut und bricht sogleich in neuen Beulen wieder auf. Schneller als Weberspuhl fliehn meine Tage, in eitler Hoffnung fahren sie dahin!

Gedenke, daß ein Hauch mein Leben ist! Nie kehrt mein Auge um, zu sehn das Glück der Erde. Das Auge wird mich suchen und nicht mehr finden! Dein Auge wird mich suchen und ich bin nicht mehr! wie die Wolke vorüber fährt und vergeht, so, wer hinabsteigt in das Grab: er kömmt nicht mehr zurück! er kehrt nicht wieder in sein Haus, und seine Stelle kennet ihn nicht mehr! —

Des Lebens bin ich satt, bald wird mein Ende

kommen! Laßt ab von mir! Ein flüchtiger Hauch sind meine Tage!

Was ist der Mensch, daß du so groß ihn achtest? Daß du dein Auge auf ihn richtest? Alle Morgen bist du bei ihm; alle Stunden versuchest du ihn. O warum thust du dich nicht ab von mir? o warum weichst du nicht, daß ich nur Athem hole? Ich habe gesündigt, was aber schadete ich dir? was that ich dir, du Menschenhüter? Du setzst mich dir zum Ziel, mir selbst zur Last! Warum nimmst du nicht meine Sünde weg, und läßst verschwinden meine Missethat?

Denn bald werd' ich mich in den Staub hinlegen. An einem Morgen wird man mich suchen — und nicht mehr finden!

Bildad tritt auf (VIII, 1.) und schilt ihn noch ärger: „Wie lang noch will dein Mund gleich einem Sturme brausen?“ Nie verkehre der Allmächtige das Recht; Hiob soll ihn um Gnade flehen, so werde er ihn wieder herstellen und sein letztes besser dann das erste machen. Er beruft sich auf überlieferte Lehren oder Volkssprüche der Alten, die er anführt, alles mit Anwendung auf Hiob; weise Sprüche, die noch weit älter als Hiob sind, und sich durch eine noch gedrängtere und bilderreichere Poesie vom übrigen Text unterscheiden: (VIII, 8. zum Theil nach einer andern Uebersetzung.)

„Frage die vorigen Geschlechter, bereite dich zu erforschen die Väter. Denn wir sind von gestern her

und wissen nichts; unsere Tage sind wie ein Schatten auf Erden! Sie werden dichs lehren und dir sagen, und die Schätze ihres Herzens dir ausschütten!

„Wächst die Papierstaud' *) ohne Saft empor?
„Die Wasserlilie, wächst sie ohne Naß?
„Eh' ihre Frucht reif ist, eh' sie gepflückt wird,
„Wenn alles Gras noch blühet, welkt sie schon.
„So ist das Streben aller Gottsvergeßnen!
„So geht des Gottverläugners Hoffnung unter!
„So liegt zu Boden der Gottlosen Hoffnung!
„Ein Spinngeweb' ists, worauf er sich verläßt;
„Sie stützt sich auf ihr Haus, es stehet nicht;
„Sie hält sich fest daran, es dauret nicht.
„So steht auch er, voll Saft am frühen Morgen,
„Weit übern Garten zieh'n sich seine Ranken hin;
„Er schlingt die Wurzeln um den Fels;
„Ein ganz Gemäuer umfasset er —
„Schnell ist er weg von seiner Stelle!
„Sein Ort verläugnet ihn: ich sah ihn nie!" —

Hiob antwortet darauf: (IX, 1.)

Ich weiß es wohl, daß dem so ist, und welcher Mensch könnt' rechten gegen Gott! Hätt' Einer auch Lust — auf Tausend würd' er ihm nicht Eins antworten!

---

*) Eine ägyptische Pflanze, die im Wasser wächst, und wenn das Wasser versiegt, sogleich verdorret. Ein vortreffliches Bild des vergänglichen Glücks der Gottlosen, und in allen Zeiten anwendbar.

An Weisheit groß ist er und stark von Kraft; wer widerstühnde ihm und hätte Ruh?

Berge versetzt er, und sie merkens nicht, und kehrt sie um in seinem Zorn. Er läßt die Erd' in ihrem Grund erbeben und ihre Säulen zittern! Er spricht zur Sonne: Geh nicht auf! und drückt sein Siegel auf die Sterne; spannt aus die Himmel allein, und wandelt über den Meereswogen. Der Wagen und der Sirius, das Siebengestirn, des tiefen Südens unbekannte Sterne hat er gemacht; macht große Dinge, unerforschlich groß, und Wunderdinge, unauszählbar viel.

Er geht vorüber mir — ich seh' ihn nicht! Eh' ich es merke, wandelt er vorbei! Er reißt hinweg — wer wird es wiederbringen? Wer fragen ihn, was machest du? Ist Gott, und wer wird wenden seinen Zorn? die stärkste Hülfe beugt sich unter ihn!

Wie soll ich denn antworten ihm? u. s. w.

(Er schildert (Cap. X.) die Unmöglichkeit, mit Gott zu rechten, seine Uebergewalt über sein schwaches, irdisches, krankes Wesen, klagt mit der tiefsten Empfindung über die Flüchtigkeit seines Lebens, frägt, anstatt seinen Freunden zu antworten, Gott selbst um die Ursache seines Haders mit ihm, da er doch sein Geschöpf und selbst die Schwäche und Vergänglichkeit seiner irdischen Bildung — sein Werk sey, und doch: „Sobald ich sündige, ahndest du's!")

„Willst du wie ein erwachter Löwe mich verzehren? oder Wunder deiner Güte an mir thun? Soll

Streit, soll Ruhe meiner Arbeit kommen? Nein! du erneuerst meinen Schmerz, als Zeugen wider mich; du häufest neuen Zorn auf mich!

Warum gieng ich denn aus von Mutterleibe; O wär' ich umgekommen! o hätte nie kein Auge mich erblickt! O wär' ich, als die nie gewesen sind, von Mutterleib zu Grabe getragen!

Wann wird sich's enden dieses kurze Leben? Wann wirst du von mir abstehn? Werd' ich mich auch nur wenig noch erquicken, eh' ich dorthin wandle, um nie zurückzukommen — ins Land der Dunkelheit, der Todesschatten! in jene dunkle Nacht des Todtenreichs, wo keine Ordnung ist, wo selbst des Morgens Glanz nur Schatten ist!

Zohar fährt ihn hierüber (Cap. XI.) noch weit beissender an, nennt ihn einen Schwätzer und Lügner und wirft einen Wunsch hin, dessen Erfüllung er wohl nicht so nahe glaubte;

„Ach, daß Gott mit dir redete und thäte seine Lippen zu dir auf! daß er aufschlösse dir die tiefen Gänge seiner Weisheit! denn wisse nur, noch heischt er nicht von dir die ganze Strafe deiner Sünden!

„Willst du Eloah's Weisheit finden? Willst du des Ewigen Kraft ergründen?"

„Höhen der Himmel sind es — was willt du thun? Ein Abgrund, tiefer als das Todtenreich — und du, was weissest du? Ihr Maaß ist länger als die Erde und breiter als das Meer!"

(Er ermahnt ihn hierauf, sich zu bessern, und mahlt die irdische Glückseligkeit, die alsdann sein Lohn seyn werde, mit den reitzendsten Farben aus (v. 15—19); der Böse hingegen sey hoffnungslos, und sein Auge müße verschmachten — um so bitterer, da Hiobs Krankheit ebenfalls für unheilbar gehalten wurde.)

Eben so bitter antwortet ihm Hiob; (XII.)

„Ja, ihr seyds! mit euch wird die Weisheit sterben!" Er zeigt, daß nicht immer nur die Gerechten, sondern auch Bösewichter glücklich seyen, so wie selbst in der Natur das unschuldige, schwache Thier oft der Raub des Stärkern wird. Er beruft sich in diesem Wettstreit der Weisheit und der Poesie ebenfalls auf Sprüche der Alten, die wie Diamanten in dieser Krone glänzen:

„Ja, bey den Alten ist die Weisheit, bey den Betagten ist Verstand:"

„Bey ihm ist Weisheit und Verstand und Rath und Kraft.
„Wo er zerbricht, da hilft kein Bauen.
„Verschließt er einen Mann, wer wird ihn lösen?
„Er hält die Wasser — alles dorrt!
„Er läßt sie los — sie spülen Länder weg!
„Bey ihm ist Kraft, bey ihm Vollendung.
„Sein ist der Irrende, und sein der irre führt!
„Er führt die Klugen weg wie einen Raub,
„Und macht die Richter toll.

„Legt Königen den Königsgürtel um,
„Und löst ihn wieder auf.
„Als Raub führt er die Priester fort,
„Und stürzt die Mächtigen,
„Verschließt beredte Lippen und nimmt den Alten ihre Klugheit.
„Gießt Schimpf auf Fürsten,
„Der Starken Gürtel macht er schwach.
„Die finstern Gründe öffnet er,
„Und bringt heraus den Schatten an das Licht.
„Er machet etliche zum großen Volk —
„Und schnell verderbt er sie.
„Er breitet ihre Grenzen aus
„Und treibt sie wieder zurück,
„Führt irre sie in pfadelosen Abgrund;
„Er nimmt das Herz den Mächtigen der Erde,
„Lichtlose Finsterniß umringet sie,
„Wie Trunkene taumeln und tappen sie!" *)

(Feurig fährt Hiob fort, mit ihnen zu rechten und seine Unschuld zu betheuren. Er läßt sogar merken, sie dürften wohl selbst solche glückliche Sünder seyn, und schließt mit folgenden wehmüthigen Worten (XIV.), die hauptsächlich wegen der immer steigenden, zwischen

*) Wenn nicht alle Jahrhunderte und alle menschliche Erfahrung die ewige Wahrheit der Worte Gottes bewiesen, so würde es, was wir seit fünf und zwanzig Jahren erlebt haben, thun — dieser schreckende, schaudervolle Commentar obiger Stelle, bey welcher nur der verstandloseste Leichtsinn ungerührt vorübergeht.

Verzweiflung, Sehnsucht und Hoffnung, Ebbe und Fluth ähnlich, abwechselnden Empfindung so merkwürdig sind:)

„Warum verbirgst du, o Gott, dein Angesicht und haltest mich für deinen Feind?"

„Gegen ein fliegend Blatt willst du grausam seyn? willst einen dürren Halm verfolgen? du schreibst auf mich: „Betrübniß!" und läßst mich erben meiner Jugend Sünden. Du schließest meine Füße in den Stock, verwahrest alle meine Wege und drückst in meine Sohlen Brandmahl' ein! Du armer Körper wirst, ein Mottenfraß, vergehn! ein altes Kleid, von Würmern durchgefressen!"

„Der Mensch vom Weibe geboren, ist kurz von Lebenszeit und voll von Unruh; geht auf, wie eine Blume — und welkt! fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht!"

„Und über solchen öffnest du dein Auge? Mich führst du ins Gericht mit dir? Ist unter den Unreinen Einer rein? Nicht Einer!"

„Bestimmt ist seiner Tage Ziel, gezählet seiner Monden Zahl bey dir. Fest hast du ihm sein Ziel gesetzt — er überschreitets nicht!"

„So wende dich von ihm und laß ihn ruhn, daß er als Tagelöhner nur sich seiner Tage freue!"

„Dem abgehau'nen Baum bleibt noch Hoffnung: er grünet wieder auf und seine Zweige sprossen. Wenn auch die Wurzel in der Erde altert, wenn in dem Staub der alte Stamm erstirbt — er keimet doch vom

Duft des Wassers wieder auf, schlägt Zweige aus, als wär' er neu gepflanzt!"

„So nicht der Mensch! — Er stirbt und kraftlos liegt er da! Er haucht sich aus — und ist dahin! Wie Wasser aus dem Teiche schwinden, wie Bäche trocknen und versiegen — so liegt der Mensch und steht nicht wieder auf! So lang die Himmel sind, erwacht er nicht, niemand vermag ihn aus dem Schlaf zu wecken."

„Verbürgest du mich doch ins Grab! verdecktest mich, bis sich dein Grimm gelegt! und setztest mir ein neues Lebensziel, und dächtest wieder dann an mich! — — Ach aber, ist der Mensch gestorben, er lebt nicht wieder auf!"

„So will ich denn, so lang mein Müheleben daurt, auf Rettung hoffen, bis einst mein Wechsel kommt! Ja du wirst einst mir rufen, und ich will antworten; wirst wieder liebgewinnen dein Geschöpf. Du, der itzt alle meine Schritte zählt, wirst dann vergessen meiner Sünde; wirst in ein Bündlein siegeln sie und ewig über ihr beschließen!"

„Doch ach — der Berg verfällt und sinket ein! der Fels wird weggerückt von seinem Ort, das Wasser spült die Steine ab, und Regengüsse schwemmen weg die Erde — so machst du Menschen-Hoffnungen zu nichte!"

„Du kämpfst mit ihm, bis daß er sich verliert, entstellst sein Antlitz ihm und treibst ihn weg! Ob seine Söhne groß und glücklich werden? er weiß es nicht; und käme Schmach und Unfall über sie, er

nimmt davon nicht Kunde! So hat er Qualen nur in seinem Leben! so lang die Seele in ihm lebet — Leiden!"

(Wenn Eliphas auf diese durchdringende Klage antwortet: „Bosheit spricht aus deinem Munde, Falschheit aus deiner Zunge! Nicht ich — dein eigner Mund wird dich verdammen" u. s. w. (XV, 5, 6.) so opfert er allerdings dem philosophischen Lehrgebäude seines Kopfes das Gefühl seines Herzens. Eher soll Hiob der ärgste Heuchler und Bösewicht seyn, als seine Freunde in ihren zwar wohlgemeinten, aber irrigen Lehrsätzen Unrecht haben. Abermal führt er einen Spruch der Väter aus den ältesten Zeiten an: (XV, 17. ff.)

„Ich will dirs zeigen, höre mich! Was ich gesehn, will ich verkünden! was alte Weise sagten, was ihre Väter ihnen nicht verheelten, in alten Zeiten, wo sie allein in ihrem Lande waren, und noch kein Fremder durch sie hingieng: *)"

„All seine Lebtage bebt der Böse,
„Und furchtsam zählt der Unterdrücker seine Jahre.
„In seinen Ohren ist des Schreckens Stimme:
„Daß selbst im Frieden der Verderber komme!
„Nie hofft er seinem Unglück zu entrinnen,
„Das Schwert blinkt ihm auf seinem Pfad entgegen.

*) Die ältesten ursprünglichen Einwohner des Landes, im glücklichen Arabien, die es lange vor Abraham bewohnten — also ein Lehrgedicht aus den urältesten Zeiten der Welt.

„Er irrt umher, des Geyers künftige Speise!
„Fühlt, daß nur finstre Tage auf ihn warten,
„Angst und Beklemmung schrecken ihn,
„Wie ein gerüstet Kriegsheer schlägt's ihn nieder;
„Denn gegen Gott reckt er die Hand aus
„Und dem Allmächtigen sträubt er sich entgegen;
„Mit hohem Nacken läuft er Sturm an ihn —
„Beut ihm entgegen seiner Schilde Rücken;
„Denn feißt vom Glück ist ihm sein Angesicht
„Und seine Lenden sind in Fett verhüllt.

„Aber in Städten der Zerstöhrung wird er wohnen,
„In Häusern, öd' und unbewohnt,
„Wo Schutt in aufgethürmten Haufen liegt.
„Sein Reichthum wird vergehn,
„Nie wird sich wieder seine Macht erheben,
„Nie sich sein Glück ausbreiten auf der Erde!
„Nie wird er wiederkehren aus der Nacht!
„Die Flamme wird verzehren seine Zweige,
„Fern weg wird ihn der Athem Gottes treiben!
„Nie steht er fest, irrt ungewiß umher,
„Und seiner Mühe Lohn ist leere Hoffnung —
„Denn einsam muß der Heuchler Wohnung bleiben
„Und Feur verzehrt das Zelt bestochner Richter.
„Unglück gebähren sie, von Unrecht schwanger,
„Und arge List ist ihres Leibes Frucht!"

(Heftig ist Hiobs Antwort an Eliphas. (XVI, XVII.) Er betheurt abermal seine Unschuld und ruft

den einzigen Zeugen, der ihm übrig geblieben, Gott, dafür an. Bildad antwortet (XVIII.) im gleichen Ton, doch ohne etwas neues zu sagen. Prächtig ist seine Schilderung des Endes der Gottlosen, v. 5. u. f.)

„Fürwahr das Licht des Bösen wird verlöschen*) und seine Lampe nicht mehr leuchten!"

„Sein schaudervoller Pfad wird eng ihm seyn, vergehn sein Anschlag! Mit seinen Füßen hänget er im Netz, verwickelt ist sein Pfad! Der Strick wird heften seine Fersen, und Knoten werden fest ihn halten! Verborgen in der Erde liegt das Netz, auf seinem Gang die Falle."

Zu seinen Füßen liegt sein Sohn, verhungernd! Unglück ist seinem kahlen Haupt gespart. Er frißt sein Fleisch, des Todes Erstgeborner**) nagt an ihm."

„Nichts ist in seiner Hütte von ihm übrig, und Schwefelregen streut Gott über sie. Dürr wird es unter seiner Wurzel seyn, und oben seine Erndte weggeschnitten. Vertilgt wird sein Gedächtniß von der Erde, und ausgelöscht aus seinem Volk sein Nahme!

„Von Licht wird er zu Finsterniß verstoßen, verbannet von der Erde! Kein Sohn bleibt ihm, kein Enkel unterm Volke, kein Ueberbleibsel innert seinen Grenzen! Im Abendland wird man ob seinem Tag erstaunen, den Morgenländer Schrecken überfallen!"

---

*) In den arabischen Hütten brennt zum Beßten der Wanderer des Nachts eine Lampe. Also hier ein Bild der größten Armuth.

**) Die fürchterliche Krankheit Hiobs.

„So ist des Ungerechten Wohnung! So ist der Ort, den Gott nicht kennen will!“

(Durchdringend sind die Klagen, die Hiob (XIX.) über sein Elend führt, und heldenmüthig sein Vertrauen auf seinen Zeugen im Himmel, seinen einzigen Erretter:)

„Auf meine Pfade streut er Finsterniß. Entkleidet hat er mich von meinem Glanz, die Krone mir vom Haupte weggerissen. — Sein Zorn ist über mich entbrannt, er achtet mich für seinen Feind. Vereinigt rücken an mich seine Heere, ihr Weg ist über mich gepflastert, gelagert sind sie rings um meine Hütte!“

„All meine Brüder thut er fern von mir, und die mich kannten, sind mir fremde worden; vergessen bin ich unter ihnen .... Ich rufe meinem Knecht — und keine Antwort! mit meinem Munde muß ich zu ihm flehen!... Ein Abscheu bin ich meinen Freunden! Ich liebte sie, sie wenden sich von mir! In Haut und Fleisch verfaulet mein Gebein. Die Haut hab' ich in meinen Zähnen kaum als Raub davon getragen!“

„Erbarmt! erbarmt euch meiner, Freunde! Die Hand des Mächtigen hat mich berührt!“

„Ach, würde jemand meine Worte schreiben! Ach, würden sie verzeichnet in ein Buch! daß sie in Bley mit Eisengriffel, daß zum Gedächtniß sie in Fels gegraben würden!“

„Ich weiß es, daß mein Rächer lebt! zuletzt wird

er noch auf den Kampfplatz treten! *) wegwerfen werd' ich die durchfressene Haut, und noch bey Leibesleben schauen Gott! Ihn werd' ich schau'n als meinen Freund! Mein Auge wird ihn seh'n — nicht mehr so fremd: nach dem so lange meine Brust geschmachtet!" . .

So weit nun die Auszüge aus der ersten Hälfte des Buches.

Wollte ich vom folgenden auch nur alles vorzüglich Schöne ausheben, so würde es beynahe dieses Bändchen füllen. Hiobs Freunde fahren fort mit Vorwürfen, die immer bitterer werden. (Eliphas besonders, der ihn (XXII.) ganz deutlich einen Spötter und Verläugner der Gerechtigkeit Gottes nennt.) Er selbst mit seiner Vertheidigung, so lang bis er sie alle zum Schweigen bringt, und als Sieger das Wort behält. Gegen das Ende des Buchs (XXXII.) tritt, mit großer Zuversicht auf sich selbst, Elihu, ein feuriger Jüngling auf: „Voll ist er von Worten (v. 18. des XXXII.) — in seinem Leibe dränget sich sein Geist, braust wie verstopfter Most, der nun die neuen Schläuche brechen will. Reden muß er, damit er Athem hole —" u. s. f. Aus Achtung für das Alter der übrigen hatte er seither geschwiegen (XXXII, 1.); nun will er zwischen beyden Partheyen schlichten, und jede des bessern belehren.

*) Vielleicht auch: „Zuletzt wird er mich aus dem Staub aufrichten." Die gleiche Hoffnung äußerte er schon früher, nur schwächer (XIV, 15 — 17.) und der Ausdruck XLII, 5. meine Augen haben dich gesehen u. s. f. bezieht sich darauf.

Sein Zutrauen auf sich gewinnt durch Hiobs Stillschweigen, und er findet seiner Rede, die voll der schönsten Bilder und der edelsten Gesinnungen ist, gar kein Ende. Hiob hört und würdigt ihn keiner Antwort. Prächtig schildert er (XXXVI. und XXXVII.) ein aufsteigendes Gewitter, und weiß nicht, daß in dem der große Enthüller des Menschenschicksals selbst sich nähert. (XXXVIII, 1.)

Aus alle diesem nur noch einige Stellen zur Probe, theils nach meiner eigenen, theils nach Herders Uebersetzung; (Geist der Ebr. Poesie, Th. I.) ich wüßte es nicht besser zu machen. Zuerst die kühne und feurige Schilderung eines Gottlosen, (XX, v. 12. ff.) die ihres gleichen nicht hat:

„Süß ist seinem Munde die Uebelthat — er birgt sie unter seiner Zunge, er pfleget ihr, läßt sie nicht fahren und sparet sie in seinem Gaumen."

„Aber in seinem Eingeweid verwandelt sich die Speise, wird Ottergall' in seinem Bauch. Güter verschlang er, und speyt sie wieder von sich, und Gott stößt sie aus seinem Bauch. Der Drachen Gift saugt er in sich — der Schlangen Zunge wird ihn tödten!"

„Nie wird er sehn die Bäche, die voll von Milch und Honig strömen. *) Seiner Arbeit Frucht genießt er nicht, wird niemals froh der Güter seines Handels."

„Verlassen und verfolget hat er Arme, riß um die

*) Wahrscheinlich eine Anspielung auf das Paradies, nach den Begriffen der alten Morgenländer.

Häuser, die er nie gebaut. Nie fühlte Sättigung sein Bauch, von seiner Raubbegier ward nichts gerettet. Drum bleibt kein Ueberbleibsel seiner Speisen, sein Glück beharret nicht. Gewinnstes voll ist er voll Angst, und tausendfach stürzt Unglück über ihn!"

„Soll je einmal erfüllet seyn sein Bauch, wird Gottes Zornes Grimm erfüllen ihn, und Wetterstrahlen ihm zur Speise regnen!"

„Flüchtig treibt ihn der eiserne Panzer,*) der eherne Bogen erreicht ihn — sein Pfeil fährt los und zischt durch seinen Leib — blitzt in der Gall' — und fährt mit Schrecken aus!"

„Verborgenes Finster ruht auf seinen Schätzen — des Himmels hauchlos Feu'r**) verzehret sie! Zerschmettert wird, wer bleibt in seiner Hütte. Der Himmel eröffnet seine Sünde, die Erde stellt sich gegen ihn — Fluthen wälzen sich über sein Haus, Wasserströme am Tage des Zorns!"

„Dieß ist der Lohn des Ungerechten! das Erbe seiner Rede gegen Gott!"

* * *

Hiob macht sogleich darauf eine andere Schilderung vom oftmahligen Glück der Gottlosen — immer in der Hinsicht, daß sich nicht vom äusserlichen Glück

---

*) Gott, sein Feind, der hier als Gewaffneter zu seiner Vertilgung kommt.

**) Der Blitz, ein Feuer, das nicht angehaucht wird.

oder Unglück auf die Herzensbeschaffenheit eines Menschen schließen lasse, und Gottes Wege mit den Menschen unerforschlich seyen: (XXI, 7. ff.)

„Alt werden sie und nehmen zu an Macht. Fest stehen ihre Kinder rings um sie, vor ihren Augen grünen ihre Enkel. Von Furcht sind ihre Häuser sicher, Eloahs Stab berührt sie nie .... Wie Heerden wallen ihre jungen Kinder, und freudig hüpfen ihre Söhne. Sie jauchzen beim Pauken- und Citherklang, sind bei der Harfe Stimme fröhlich. Im Glück veralten ihre Tage — wie welke Blätter fallen sie ins Grab.“

„Und sagen doch zu Gott: „Heb' dich von uns! Uns wundert nicht die Kenntniß deiner Wege! Wer ist der Mächtige, daß wir ihm dienten? Was soll es uns, wenn wir ihm fleh'n?“ ....

„Der stirbt in seines Glückes Fülle hin, in Ruhe, vollgesättigt, das Lager seiner Heerde strömt' von Milch, und seiner Beine Mark ist immer frisch.“ —

„Und jener stirbt, voll Kummer in der Seele, und aß mit Freuden nie — hier liegen beide in dem Staub zugleich, und Würmer decken sie!“

„Ach! entzogen wird dem Zorntag der Verbrecher! dem Tag der Rach' entrückt! Wer sagt ihm je ins Antlitz seine Thaten? vergilt ihm, was er that? Ins Grab wird er gesenkt, ruht unter seinem Hügel sanft, sanft deckt ihn dort im Thal die Erdenscholle — der Sterblichen Menge folgen ihm *) nach, Unzählige sind ihm vorgegangen.“ — —

*) Seinem Leichenzug.

Schilderung der Macht Gottes. (XXVI.)

„Wem hilfst du? dem der keine Stärke hat? Wen rettest du? der sich nicht retten kann? Wem rathest du? dem es an Weisheit mangelt? Trost hast du ihm im Ueberfluß ertheilet! Wen lehren deine Reden? und wessen Odem geht aus dir?"

„Die Schatten*) beben vor ihm, die Unterwelt und was darinnen wohnt. Eröffnet steht das Todtenreich vor ihm, enthüllt vor seinem Auge die Vernichtung."

„Aufs alte Chaos breitet er Mitternacht, hängt schwebend überm Nichts die Erde auf.**) Faßt Wasser in seine Wolken, und niemals reißt mit ihm die Wolke. Er vestigt seinen Thron, und dehnet unter ihm die Wolken aus. Der Wasserfläche Grenzen umzirkelt er, bis wo das Licht im Dunkel sich verliert."

„Des Himmels Säulen***) zittern, die Sterblichen erbleichen, wenn er schilt. Das Meer peitscht er mit seiner Kraft, mit Weisheit bändigt er der Wellen Stolz †) — bald macht sein Hauch den Himmel wieder schön, nur schlängelnde Blitze schleudert seine Hand." ††)

---

*) Die Bewohner des Todtenreichs.

**) Ueber dem Reich der Schatten und der Nacht, der Ungebornen und Gestorbnen, welches sich die alte Welt unter der Erde dachte.

***) Hohe Gebürge.

†) Schilderung eines Gewitters.

††) Eine dunkle Stelle, die auch heissen könnte: „Nur Meerungeheuer traf sein Blitz," (und schonet Menschen.)

„Sieh! das ist nur ein Theil von seinen Wegen! ein leiser Laut, den wir von ihm gehört! Wer faßt den ganzen Donner seiner Kräfte?"

Lobgesang auf die Weisheit Gottes.*)

Alles hat des Menschen Geist erforscht, und selbst den Abgrund der Erde erspäht; aber den geheimen Rathschluß Gottes in Austheilung des Glücks und Unglücks auf Erde kann kein Sterblicher ergründen. Nur der unendliche Verstand übersieht das Ganze, hat von Anfang aller Dinge alles aufs weiseste geordnet, und die ganze Weisheit des Menschen besteht darin, nicht Gott ergründen zu wollen, sondern mit Demuth und Ehrfurcht sich ihm zu unterwerfen. Nicht Wissenschaft oder Kunst, die nur Gelehrten zu Theil werden kann, nennt Hiob Weisheit, sondern was alle Menschen, Gelehrte und Ungelehrte, Starke und Schwache, Vornehme und Geringe gleich haben können — Gottesfurcht und Fliehen vor dem Bösen. (XXVIII.)

„**) Dem Silber fand der Mensch den Ausgang, den Ort, wo Gold wohnt, das der Künstler gießt; hat Eisen aus dem Staub gewonnen, und Stein zu Erzt geschmelzt. Er macht der Finsterniß ein Ende,

---

*) Kap. XXVIII.

**) Beschreibung eines Bergwerks.

späht aus die tiefsten Schätze, den Stein der Todesschatten, der Todesnacht."*)

"Ein Strom geht auf vom Reiche der Vergessenen, vom Fuß des Berges ziehn sie ihn empor, von Menschen leiten sie ihn weg. Das Erdreich, dessen Oberfläche Brod giebt, wird unten wie vom Feuer umgewühlt — da liegt in seinen Felsen der Sapphir, mit Goldesstaub durchsprengt."

"Den Weg dahin fand kein Raubvogel je, des Geiers Auge hat ihn nie erspäht; kein Luchs betrat je diese Pfade, kein Löwe gieng je diesen Gang!"

"An Felsen legt der Mensch die Hand und kehret Berge mit der Wurzel um. Er spaltet Bäche in den Felsen, und was nur köstlich ist, erspäht sein Blick; späht aus der Flüsse tiefversteckten Quell, und bringet die Verborgenheit ans Licht."

"Wo aber soll man Weisheit finden? und wo ist des Verstandes Ort?"

"Kein Mensch weiß ihren Sitz; im Lande der Lebendigen ist sie nicht. Das Meer spricht: "Nicht in mir ist sie!" Die Tiefe: "Nicht in mir!" Sie läßt sich nicht um Gold erkaufen, kein Silber zahlet ihren Werth; kein Gold aus Ofir wird ihr gleich geachtet, kein edler Onix und Sapphir; mit Gold durchsprengtes Glas kommt ihr nicht gleich; kein Prachtgefäß tauscht

---

*) Den letzten Stein im Bergwerk, wo ewige Nacht herrscht, und das unterirdische Reich der Todten sich, nach den Begriffen der Morgenländer anfängt; das folgende geht auf die unterirdischen Wasser, die in den Minen gefunden und herausgepumpt werden.

je sie ein; Ramoth und Gabisch *) sind nicht zu nennen gegen sie; schöner als Perlen ist ihr Glanz; Topas aus Morgenland reicht nicht an sie; das reinste Gold ist nichts zu ihr."

„Woher denn soll man Weisheit finden? und wo ist des Verstandes Ort?"

„Verborgen hat sie sich dem Auge der Lebendigen, den Vögeln unterm Himmel tief versteckt. Der Tod und die Vernichtung sprechen: „Wir hörten fernher ihr Gerücht!"

„Gott kennt allein den Weg zu ihr, nur er weiß ihren Sitz. Er blickt bis an der Erden Ende, schaut unter allen Himmeln weit umher."

„Als er dem Winde zuwog sein Gewicht, den Wassern ihr Maaß ertheilte, und ordnete dem Regen sein Gesetz, und zog den Ungewittern ihre Bahn; da sah er sie und rechnete sie aus, bestimmte sie, durchforschte sie tief und sprach zum Menschen: „Die Furcht des Herrn sey dir Weisheit! Das Böse meiden — das sey dir Verstand!"

Das Bild des Glückes und der Würde eines reichen Emirs, wie Hiob war, lesen Sie selbst im XXIX Cap. und seine strenge Sittenlehre im XXXI Cap. in Luthers Uebersetzung.

Elihu's Beschreibung des sich nähernden Gewitters: (XXXVI, 26. — XXXVII, 24.)

---

*) Nahmen von unbekannten Edelsteinen.

„Sieh! Gott ist groß — wer kennet ihn? und seiner Jahre Zahl ist unerforschlich.“

„Er zieht die Wassertropfen, die Regen träufeln, im Dampf empor — da strömen sie die Wolken nieder, sie träufeln sie auf Menschen weit und breit.“

„Und wer versteht's, wie er die Wolken dehnt? wie er in seinem Zelte kracht? Sieh! wie er's rings mit seinem Blitz umfaßt und alle Meeresenden hüllet ein! So strafet er die Völker, und theilet Speise aus im Ueberfluß.“

„Mit seinen Händen fasset er den Blitz und giebt Befehl ihm, wen er treffen soll — zeigt seinen Feind ihm, und übet Zorn am Ungerechten.“

„Darob erbebt mein Herz! es zittert auf in meiner Brust! Hört! höret bebend seine Stimme, die Rede, die aus seinem Munde geht! *) Den ganzen Himmel umziehet sie, die Fittiche der Erd' ergreift sein Licht,**) und hinter ihm brüllt laut sein Donner; es tönt die Stimme seiner Macht; wir spähn's nicht aus, wie seine Stimme tönt!“ ....

„Er spricht zum Schnee: Sey da auf Erden! zum Regenguß, den Strömen seiner Macht und alle Menschen stehn erstaunt! und alle Menschen sehn: Es ist sein Werk!“

„Das Wild entflieht in seine Hölen, es hält in seinen Wohnungen sich still. Aus Süden weht der

---

*) Den Donner.

**) Der Blitz, der den ganzen Horizont erleuchtet.

Sturm heran, von Norden her der Frost. Hauch Gottes weht — so wird es Eis! Das weite Meer wird festes Land; und bald verjagt der Glanz die Wolke, sein Blitz zertrennet sie in weiter Ferne. Die Regenwolke wirbelt sich in Gängen, wie er will, geht auszurichten, was sein Wink gebeut — auf dieses Reis, auf jenes Land, das er erquicken will!"

„Hör' an, o Hiob! dieß; steh' und begreife Gottes Wunderthaten! Weißst du, was Gott mit ihnen schaft? wie er entzündet seiner Blitze Licht? und weißst es, wie die Wolke schwebt? — Dieß sind die Wunder des Allweisesten! Daß deine Kleider heiß dir werden, wenn er von Süden aus die Erde wärmt?"

„Du wirst wohl mit ihm jenen Aether wölben, der fest da steht wie ein gegossen Erzt? Zeig' an uns, was wir zu ihm sagen sollen? Wir finden keine Wort' vor Dunkelheit. Wird ihm erzählt werden, was ich rede? Verschlungen würde, wer sich ihm nahen wollte!"

„Unanschaubar ist sein Licht, sein Glanz dort hinter jenen Wolken, *) wenn sie der Wind verweht und läutert, wenn sein Goldglanz die Finsterniß durchstrahlt, Eloah's furchtbar schöner Schmuck." —

„Wie könnten wir den Mächtigen selbst ergründen? Er ist hoch an Kraft, an Allgerechtigkeit. Nie wird er dir antworten. Drum fürchtet ihn, ihr Sterbliche! kein Weiser schaute ihn — —"

---

*) Vielleicht liegt hierin der schöne Gedanke: So wie unter den Wolken nun alles trübe, über ihnen alles helle sey, so

Und nun die plötzliche Erscheinung und Rede Gottes an Hiob, die, wie ein englischer Ausleger sagt, alle vorigen Reden so weit übertrifft, „wie der Donner ein leises Gemurmel.“ (XXXVIII — XLI, in einigen Stellen, und mit geringen Abänderungen nach Herders und Michaelis Uebersetzungen.)

„Da sprach Jehovah zu Hiob vom Wetter heraus:

„Wer ist der Mann, der Gottes Rath verdunkelt und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden, wie ein Held — Ich will dich fragen, lehre mich!“

„Wo warest du, als ich die Erde gründete? Sag' an mir, wenn du's weißst! Wer hat ihr Maaß bestimmt? Weißst du es? Wer zog die Meßschnur über sie? Worauf steht eingesenkt ihr Grund? Wer hat den Eckstein ihr gelegt? da mich die Morgensterne in Chören lobten, und alle Kinder Gottes jauchzten?“

„Wer schloß mit Schleusen ein das Meer, als es hervorbrach, wie aus Mutterleibe? Ich kleidet' es mit Wolken, in Dunkel windelte ich's ein, bestimmte ihm sein Maaß, und setzte ihm Thore und Riegel für, und sprach: „Bis hieher komm' und weiter nicht! Hier soll sich legen deiner Wellen Stolz!“

„Gebotest du in deinen Tagen dem Morgen? und wiesest ihren Ort der Morgenröthe? daß siegend sie der Erde Rand ergreife, und schüttele die Räuber

---

sey auch sein Schicksal, so trübe und verworren es ihm scheine, vor Gott hell und klar, und gut und weise geordnet.

von ihr fort.*) Wie Wachs**) verändert sich der Dinge Bild; sie stehn, mit neuem Schmuck bekleidet, da. Nur den Verruchten wird ihr Licht entzogen, zerbrochen wird ihr stolzer Arm."

„Bist du gegangen in des Meeres Klüften? Hast in des Abgrunds Tiefen du gewandelt? Und thaten sich dir auf des Todes Thore?***) und sahest du die Pforten der Vernichtung? Kennst du bis an ihr Aeußerstes die Erde? Sag an es mir, weil du doch alles kennst!"

„Wo wohnt das Licht? Wo ist der Weg zu ihm? Wo ist der Ort der Finsterniß? Hast du sie je an ihrer Grenz' ergriffen? Weißst du die Pfade in ihr Haus? Du wirst es wissen? Du warst ja damahls schon geboren, und deiner Jahre Zahl ist nicht zu zählen!"

„Bist du gekommen in des Schnee's Kammer? Hast du des Hagels Schätze da gesehn? Die ich mir auf die Zeit der Trübsal†) spare, zum Kriegestage und zur Schlacht."

„Auf welchem Wege wird das Licht vertheilt, wenn es der Ostwind auf die Länder streut? Wer spaltete des Himmels Wassergänge, und zog den Weg

---

*) Die des Nachts auf den Raub lauren, und bei anbrechendem Tage entfliehen.

**) Unter dem Siegel nämlich.

***) Des unterirdischen Todtenreichs.

†) Ironisch, als fürchtete sich Gott vor einem Kriege seiner Feinde.

den Wetterwolken? daß sie auf Länder regnen, wo kein Mensch ist, auf Wüsten träufeln, die kein Mensch bewohnt, und sättigen die Einöd' und die Wüste, und sprossen machen zartes, junges Gras."*)

„Wer ist des Regens Vater? Wer hat den Thau erzeugt? Aus wessen Mutterleibe gieng das Eis? Wer hat den Reifen in der Luft geboren? Wasser verbirgt sich, und wird Stein; der Wellen Fläche liegt in Fesseln!"

„Hast du das Siebengestirn gebunden? Kannst du die Bande des Orions lösen? Führst du den Morgenstern empor zu seiner Zeit? Führst du den Bären auf mit seinen Jungen? Kennst du des Himmels Ordnung, und hast sie drunten auf der Erde entworfen? Läßst du dein Wort hoch aus den Wolken schallen? und wandelst du zu ihnen, wo Wasserfluthen dich bedecken? Kannst du die Blitze senden — und sie gehn! sie sagen dir: „Hier sind wir!" Wer leitet Wolkenzüge mit Verstand? die Lufterscheinungen mit Weisheit? Und zählt die Regentropfen weislich ab, und läßt des Himmels Güsse sanft hernieder, und übergießt den Staub, daß er zusammen läuft, den Erdenkloß, daß er zusammen hängt?"**)

„Erjagest du dem Löwen seinen Raub, und sättigst

---

*) Herrliche Vorstellung der Vorsorge Gottes nicht bloß über die Menschen, sondern über alles was lebt.

**) So weit die Schilderung der todten Schöpfung; nun die lebendige.

seiner Jungen Gier, wenn sie in ihren Höhlen liegen, im Hinterhalte laurend?"

„Wer schafft dem Raben seine Speise, wenn seine Jungen schrein zu Gott, und irren umher und finden keine Nahrung?"

„Weißst du die Zeit, wenn auf den Felsen die Gemse gebiert, und nimmst in Acht der Hirsche Mutterwehn? und zählst die Monden nach, die sie noch tragen muß, und weißst genau die Zeit, wenn sie gebiert? Sie krümmen sich und drängen aus die Jungen, sie drängen ihre Schmerzenkinder aus, und sie gedeihn, und werden in der Wüste groß und stark, sie gehen weg und kommen nie zu ihren Müttern wieder."

„Wer machte den Waldesel frei, und lösete ihm auf der Knechtschaft Bande? Einöden gab ich ihm zum Hause und wilde Wüsten zu seiner Wohnung. Er lacht des Lärms der Städte, das Schelten eines Treibers hört er nicht; auf grünen Bergen sucht er seine Weide; wo grünes Gras ist, späht er's aus."

„Wird dir der wilde Ochse dienen? wird er an deiner Krippe übernachten? Spann' ihn einmal ins Seil ein, dir zu furchen! Versuchs, daß er vor deinem Pflug die Thäler ackre! Verlasse dich auf ihn, weil er so stark ist, und trau ihm deine Arbeit an! Vertrau ihm an, daß er dir Frucht zuführe und deine Tenne füllen helfe!"

„Mit Lustgeschrei erhebt sich dort ein froher Fittig! (der Strauß) mit Flügeln und Federn des Storchs.

Der Erde traut er seine Eier an, legt in den Sand sie, daß er sie erwärme — und denkt nicht dran: „Vielleicht möcht' sie ein Fuß zerdrücken, vielleicht die wilden Thiere sie zertreten!“ Hart ist er gegen seine Kinder, als wären sie nicht sein; umsonst litt er Geburtswehn; er achtets nicht. Denn Gott verlieh ihm keine Klugheit, versagte ihm Verstand. Hebt er sich hoch und spornet seinen Lauf, so lachet er des Reuters und des Rosses!“

„Gabst du dem Rosse seinen Muth? und schmücktest mit bebender Mähne seinen Hals? Machst du es springen, wie der Heuschreck' springt? Es scharrt die Erd' und freut sich seiner Kraft. Wenn es dem Waffenglanz entgegen zeucht, lacht es der Furcht, und zittert nicht, und kehrt nicht um, wenn es das Schwert erblickt. Ueber ihm schwirrt der Köcher, Lanzen und Spieße blinken umher. Es steht empor, es knirscht, die Erde schwindet unter seinen Hufen, es fürchtet zu versäumen das Schlachtgewühl — Trompeten tönen, es schreit entgegen: Hui! es schnaubt von ferne in die Schlacht, ins Kriegsgeschrei der Führer, ins Feldgeschrei!“

„Ists dein Verstand, daß sich der Habicht schwingt und spannt dem Winde seine Fittiche aus?“

„Ists dein Gebot, daß sich der Adler hebt und baut sein Nest so hoch? Er wohnt auf Felsen und übernachtet da, hoch auf der Felsenspitz' in seiner Burg. Von da erspäht er sich den Raub, in weite Fernen blickt sein Aug', und seine Jungen schlürfen Blut, und wo ein Leichnam ist, da ist er!“

Und Jehovah sprach zu Hiob:

„Wer mit dem Höchsten rechtete — sollt' nun zurücke weichen? Antworte nun — du, der du Gottes Wege richtest?"

Und Hiob antwortete Jehovah:

„Zu unbedacht hab' ich geredt! Was sollt' ich dir antworten? Ich lege die Hand auf meinen Mund. Einmal hab' ich geredt, nun will ich schweigen! und niemal will ichs wieder wagen!"

Und Jehovah sprach zu Hiob vom Gewitter heraus:

„Gürte deine Lenden wie ein Held zum Streit!"

„Ich will dich fragen! lehre mich! Wirst du vernichten meinen Richterspruch? Verdammen mich, und Recht behalten? Ist auch dein Arm, wie Gottes Arm? Kannst du, wie er, mit deiner Stimme donnern?"

„Mit Pracht und Hoheit schmücke dich! Mit Glanz und Ehre kleide dich! Ergieße deines Zornes Fluthen, blick' auf die Stolzen und erniedrige sie! blick' an die Hohen und beuge sie zu Boden! zerschmettere die Bösen auf der Stelle! verbirg sie mit einander in den Staub! leg' ins Verborgene sie gefangen — und dann will ich dich loben! wenn deine Rechte sich selbst helfen kann!"

„Sieh dort den Behemoth! *) ich habe ihn neben dir erschaffen. Gleich Ochsen frißt er Gras. Schau an die Stärke seiner Lenden! Wie voller Kraft die

*) Den Elephanten. Andere halten dieses Thier für das Flußpferd, oder, mit noch mehr Wahrscheinlichkeit, für den Rhinoceros.

Falten seines Bauchs! Gleich einem Cedernast schwenkt er den Rüssel. Seine Hüften sind von Nerven durchflochten! wie festes Erzt sind seine Knochen, wie Eisenstäbe sein Gebein! Hauzähne gab sein Schöpfer ihm zu Waffen. Er ist der Erstling aller Werke Gottes! Gebürge bringen ihm sein Futter, wo fröhlich sich des Landes Thiere lagern. Auch unter Schattenbüschen wohnt er gern, und birgt im Rohr und Schlamme sich; dort decket ihn ihr Schatte, des Stromes Weiden umgeben ihn. Und wüthet selbst der Strom — er zittert nicht und fürchtet nichts, und flösse selbst ein Jordan ihm zum Munde! Wer fängt ihn, da ers sieht? wer bohrt durch seine Nase Stricke ihm?“

„Fängst du den Leviatan *) mit dem Angel? und bindest seine Zunge mit dem Strick? Ziehst du ein Rohr durch seine Nase? durchbohrest seine Backen mit dem Dorn? wird seines Flehens viel seyn gegen dich? wird er demüthig bittend mit dir reden? wirst du ein Bündniß mit ihm schließen, und wird er dann dein Knecht auf immer seyn? Spielst du mit ihm, wie einem Sperling, und wirst ihn deinen Kindern binden, und wirds bey seinem Fang ein Mahl der Freunde geben, und Kanaans Krämer ihn unter sich vertheilen? wirst du mit Pfeilen seine Haut, mit Fischerspießen seinen Kopf bedecken? Versuch's! leg' deine Hand an ihn — und wiss'! du wirst nie künftig Krieg mit ihm anheben. Die Hoffnung trüget dich —

*) Das Krokodil.

kaum sieht er dich, so schwingt er sich zur Tiefe! Wer ist so kühn, ihn wieder aufzureitzen?"

„Wer deckte je sein Kleid auf? Wer drang je in die Reihen seiner Zähne? die Thore seines Munds — wer öffnet sie? Um seine Zähne lagert sich der Schrecken, Schilde befestigen seinen Rücken; gedrängt sind sie, als wären sie gesiegelt, kein Lüftchen haucht durch ihre dichten Reihen, geklammert und verknüpft hängt einer fest am andern. Sein Hauch sprüht Funken, sein Auge gleicht der Morgenröthe Wimpern. Fackeln fahren aus seinem Mund, feurige Strahlen schießen heraus, von seinem Schnauben steigt Dampf auf, wie siedendes Wasser in brausenden Töpfen! Lichte Lohe sein Hauch, Flamme sein Mund! Auf seinem Nacken wohnet Stärke, und vor ihm geht der Schrecken her. Sein Riesenfleisch ist fest verflochten, und über ihm ists wie gegossen Erzt, das nie abfällt! Sein Herz ist felsenhart, hart wie der Mühlstein! Helden erbeben vor seinem Zorn, muthlos bringen sie Opfer der Söhnung! Kein Schwert besteht vor ihm, die Lanze nicht, kein Speer, kein Pfeil! denn Eisen achtet er für Stroh, und Erzt ist ihm wie moderndes Holz. Die Söhne*) des Bogens verjagen ihn nicht, Schleudersteine sind Stoppeln ihm, schwere Keulen wie Graseshalmen! Des Lanzengeräusches lachet er, läuft wie über Lehm, über Angeln hin, schleppt Furchen, wie ein Wagen, in dem Schlamm. Die Tiefe brauset vor ihm wie ein

*) Die Pfeile.

Kessel, wie gährende Salben wird das Meer; weiß von Schaum wird sein Pfad hinter ihm, grau, wie ein Greis, das tiefe Meer. Auf dem Staube ist seines gleichen nicht, furchtlos ist er geschaffen. Er blickt auf alles Hohe herab, ein König aller Söhne des Wassers!"

Und Hiob antwortete Jehovah und sprach:

„Ich erkenne, daß du alles vermagst, und kein Gedanke ist vor dir verborgen. Wer ists, der deinen Rath verdunkeln will, und weiß doch nichts? Darum bekenn' ich, daß ich nichts verstand, und Wunder sind vor mir, die ich nicht fasse!"

„Hör' an mich, sprach ich, ich will reden! ich will fragen, lehre mich! — Mit meinen Ohren hört' ich dich, mein Auge sahe dich — ich schäme mich, und thue Reue im Staub und in der Asche!"

* *
*

So schließt sich das Gedicht. Die prosaische Erzählung von der glücklichen Umwandlung des Schicksals Hiobs läßt uns von der betäubenden Erhabenheit dieser Rede wieder zu Athem kommen. Hiob mit seinen Klagen wird für gerechter, als seine Freunde mit ihren Tröstungen erklärt, er erbittet für sie von Gott Vergebung, erhält doppelt wieder sein verlornes Glück, lebt noch 140 Jahre, und stirbt alt und lebenssatt.

Solche Schätze schließt die heilige Schrift in sich! Welch ein Reichthum von Poesie, Empfindung, Kunst,

Natur, Humanität und Wahrheit ist bloß in diesen wenigen Auszügen aus Hiob! Und es ist nur ein Buch — von fünf und sechzigen! Der Raum dieses Bandes wäre zu enge, wenn ich Ihnen, meine gefühlvolle Freundin, die schönsten Stellen aus Mose, den Psalmen, Salomons Schriften, dem königlichen Jesajas und den übrigen Propheten, vom neuen Testament noch gar nichts zu reden, nennen, und ihre vielfache Schönheit, Wichtigkeit und Anwendbarkeit auch nur bloß andeuten wollte.

Ich glaube ziemlich zu kennen, was im Reich der Litteratur das Schönste und Wichtigste ist; sehr vieles von diesem gefällt beym ersten Lesen ungemein, beym zweyten weniger, und nach dem dritten läßt man es für immer liegen. Nur sehr wenige Dichter, Philosophen, Moralisten und Geschichtschreiber giebt es, die man in gewissen Stellen fast inspirirt nennen möchte, und über deren Werth Jahrhunderte oder Jahrtausende entschieden haben; aber man nenne mir einen, der nicht in soweit ein Zeuge der menschlichen Unvollkommenheit wäre, daß man nicht von ihm sagen müßte: hier schläft er! hier ist er ungenießbar! hier ist er matt und frostig! hier ist ein Irrthum, oder ein einseitiges Urtheil, oder wohl gar eine Thorheit! Die heilige Schrift hingegen ermüdet einen denkenden und gefühlvollen Leser niemals, und geht ihm, wenn er sich ihr mit einem gesammelten Geiste, mit einem ruhigen Herzen und mit Bedürfniß nach Wahrheit nähert, bey jedem Lesen in neuem Glanze

auf. Je mehr man sie liest, desto begieriger wird man nach ihr, und man kann oft nur wenige Zeilen lesen, so übermannt den Geist der Reichthum von Wahrheit. „Majestätisch und göttlich spricht sie in jeder Linie nichts geringeres als G o t t.“ *) — O daß mir gegeben würde, sie noch einst meinen Zeitgenossen in einer Gestalt zu geben, die ihre Liebe gewönne! O daß mir Ermunterung, Zeit, Kräfte und Beruf verliehen würden, einmal noch in meinem Leben etwas recht wichtiges zur Aufklärung, zur Darstellung derselben in ihrer reinsten Gestalt zu thun, damit so viele edle, gefühlvolle Menschen, die nun an ihr i r r e g e h e n, die sich entweder an den losen Produkten vermeinter Schöngeister krank gekitzelt und empfindelt, oder in den Stoppelfeldern einer eingebildeten Weisheit müde gerannt haben, und die doch eines Bessern werth sind, sie in ihrer ursprünglichen Schönheit, in ihrer unerschöpflichen Wahrheit und Anwendbarkeit, wie den Morgenstern aus der Nacht, aufgehen sähen — mit Freuden wollte ich jede andere Arbeit niederlegen, und jedes Talent, das mir Gott gegeben hat, diesem einzigen Zweck aufopfern!

---

*) Dryden.

Lust an der Bibel.

Daß Ihnen, m. Fr., das Lesen der heiligen Schrift (zuweilen auch in einer andern als Luthers Uebersetzung) so viel Freude macht, dazu wünsche ich Ihnen Glück. Ich habe darum kein Bedenken getragen, Ihnen den vorstehenden Auszug aus Hieb mitzutheilen, weil dieses Buch in unserer Uebersetzung hie und da schwer zu verstehen ist. Da offenbar ein heiliger Geist, der Geist der Wahrheit, Weisheit, göttlicher Kraft und Liebe uns in der Bibel entgegen kommt, so müssen also die, die sie lieben, mit diesem Geiste selbst sympathisiren, und wenigstens seine Erstlinge in sich haben. Ich will hieraus nicht eben gerade eine böse Folgerung gegen alle die ziehen, die nur selten Geschmack an diesen uralten Büchern, an ihrer ungekünstelten Natur- und Herzenssprache und an den heiligen Wahrheiten, die sie enthalten, finden; obwohl ich es ihnen begreiflich machen möchte, daß es unstreitig allemal verdächtig ist. Es können aber verschiedene Ursachen zu ihrer etwelchen Entschuldigung dienen. Mancherley Vorurtheile hat man zu unserer Zeit gegen sie in die Gemüther gepflanzt um sie den Christen aus den Händen zu bringen; die Lektüre, die man, nach gewissen neuen Erziehungsgrundsätzen, jungen Leuten gab, trug noch mehr dazu bey; und manche, Ihres Geschlechtes, die einen gebildeten Geschmack zu haben vermeinten, stoßen sich schon an ihrer äußern Gestalt,

(der Abtheilung in Capitel, sogar einzelner Verse) die so ganz anders als die aller neuern Bücher ist, so daß sie, wenn sie die Bibel öffnen, sich in eine andere Welt versetzt glauben und nicht wissen, wie sie bey diesem sonderbaren Buch ihre Seele stellen sollen. Indessen all dergleichen Zwang ist dem Gemüth widrig; und dieß mag auch mit beygetragen haben, daß viele, die sonst gegen die Bibel Ehrfurcht haben, aber zu wenig über sie aufgeklärt sind, um sie mit freyem Geiste lesen zu können, während sie sich selbst oft in Geheim darüber strafen, doch nie dazu kommen, rechte, herzliche Lust an ihr zu finden; es hängt ihnen dabey immer wie eine Nebeldecke vor den Augen. Andere Ihres Geschlechtes verderben sich durch unmäßiges Romanenlesen den Geschmack wie an ihr, so überhaupt an der einfachen Wahrheit und reiner natürlichen Empfindung, wo sie sich auch zeigt. Sie erinnern sich, was unsere geistvolle Freundin A. L. K. (nichts weniger als eine Frömmlerin!) uns für eine merkwürdige Erfahrung mittheilte. Sie habe nämlich einmal aus Pflicht, um einer jüngern Freundin zu rathen, einen damals berühmten Roman gelesen, und sey wirklich so davon hingerissen worden, daß sie beyde Bändchen in Einem Tage vollendete; am Abend aber, da sie, ihrer Gewohnheit nach, noch etwas in der Bibel lesen wollte, worauf sie sich sonst den ganzen Tag freute, sey sie ihr so langweilig vorgekommen, daß sie sie für dießmal auf die Seite legen mußte. Sie schloß

daraus, daß der Geist jenes Romans sich mit dem Geist der Bibel nicht vertrage. *)

Andere lesen sie darum nicht, um sich nicht vor vornehmen Weltleuten lächerlich zu machen. Lebt man im Taumel seiner Selbstverblendung, seiner Eitelkeit, böser Gewohnheiten und eingebildeter Klugheit fort, so begreife ich freylich wohl, daß man endlich zu vornehm werden kann, um an seine Seele zu denken, oder sich bey seines gleichen verdächtig zu machen, als liebe man diese Lectüre des Pöbels und der Schwachköpfe.

„Wer bey dieser Flucht vor sich selbst den Gang seines Herzens nicht beobachten will und in keinem nähern Verhältnisse des Herzens mit dem höchsten Wesen steht, als jeder unwillige Unterthan mit seinem Gebieter, dessen Herrschaft über sich er zwar nicht läugnet, für dessen Person aber er sich zu wenig interessirt, um Furcht oder Liebe für ihn zu haben: Dem

*) Ein geist- und kraftvoller Lehrer vor hundert Jahren sagt: „Je lasterhafter einer ist, je mehr ist ihm die heil. Schrift zuwider. Fromme Leute werden bekennen, so oft sie versucht werden, etwas Böses zu thun, sie auch bey sich selbst spüren, daß ihnen die heil. Schrift, so wie das Gebet zu erleiden anfängt. Und eben das ist's, was die heil. Schrift von sich selbst sagt, daß sie bis in die innerste Seele und Geist bis ins Mark und Gebein hineindringe und der Sinne und Gedanken des Herzens ein Richter sey. Das ist so viel, daß der, der die heil. Schrift gemacht hat, eben derjenige sey, der unser Gewissen geschaffen habe. — Sie sagt auch, sie sey ein Geruch des Lebens zum Leben, des Todes zum Tode: und das will ich mit meinem Blute unterzeichnen, daß es bey mir eintreffe."

muß es allerdings höchst fremd und gleichgültig seyn, so manche Erfahrungen weiser und tugendhafter Menschen aus den frühesten Zeiten der Welt kennen zu lernen, die entweder in jenem, alle Freuden der Erde übersteigenden, seligen Verhältnisse mit der Gottheit standen, in welchem ein David spricht: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Ein Tag vor dem Herrn ist besser denn sonst tausend" u. s. w. oder jede Abweichung von demselben mit Ungemach und Reue bezahlen mußten. *)

Denn das, die Geschichte dieser Erfahrungen, ist es vorzüglich, worauf wir bey der Schrift zu sehen haben, nicht bloß die Geschichte des jüdischen Volkes, die für uns verlebt ist, und als solche nur etwa den Geschichtforscher interessirt; oder die Philosophie seiner Weisen, die gegen unsere so scharf bestimmte viel zu sehr bloß praktisch oder unvollständig und unbestimmt scheint; oder auf seine Poesie, deren Einfalt, Schwung und Kühnheit, verglichen mit unserer leichterfaßlichen und regelmäßigern für die meisten Leser zu starke Speise seyn dürfte. In jener Hinsicht allein wird die Bibel unerschöpflich, ein Paradies voll Lebensbäume, „unsers Fußes Leuchte, und ein Licht auf unserm Pfad," und können wir mit David sagen: „Wenn ich schaue allein auf deine Gebote, so werde ich nicht zu Schanden. Ich freue mich über deine

---

*) Wer in den Psalmen sein Herz findet, sagt Luther, der gehört zur Kirche Gottes.

Zeugnisse als über Reichthum. Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz! Ich bin ein Fremdling auf Erde, verbirge deine Gebote nicht vor mir!" Ps. CXIX.

Luther schrieb zween Tage vor seinem Tod in das Stammbuch eines Freundes: „Virgils Hirtenlieder versteht keiner, der nicht fünf Jahre Hirt, sein Gedicht vom Landbau keiner, der nicht fünf Jahre Landbauer gewesen; Cicero's Briefe versteht, das behaupte ich, keiner, der nicht zwanzig Jahre als Staatsmann in einer großen Republik gedient hat; die heilige Schrift aber soll niemand erschöpft zu haben vorgeben, der nicht hundert Jahre mit den Propheten, mit Johannes dem Täufer, mit Christo und den Aposteln gelebt und die christliche Kirche regiert hat. Dieses göttliche Heldengedicht verachte nicht, verletze nicht, sondern bete gebeugt seine Fußstapfen an."

D. M. Luther.

Johannes.

„Wir haben es gesehen, und zeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater, und ist uns erschienen."

Es scheint Ihnen, m. Fr., Jesus beim Johannes in einem ganz andern höhern Geist zu reden als bei

den übrigen drei Evangelisten. Bei diesen sind mehr vermischte, populare und sprichwörtliche Reden, hier ist alles an wenige bildliche Ideen, Licht, Liebe und Leben geknüpft. Und doch sehen Sie, es ist der nämliche Jesus von Nazareth, denn in den Hauptsachen sind sie alle vier einig: über Johannis Taufe, den Charakter und die Wunderkraft Jesu, die Gesinnung der gemeinen Leute und die der Gelehrten gegen Jesum, die Voraussagung seines Leidens, Todes und Auferstehung und seine letzten Schicksale. Nur hat Johannes, da jene bloß vermischt erzählen, was sie gesehen oder von treuen Zeugen gehört hatten, seinen bestimmten Zweck, den er selbst (Cap. XX, 31.) deutlich angiebt, darum führt er mehr Reden von Jesu, und lauter solche an, die über den Zweck seiner Herabkunft und seine höhere Natur Licht geben, und da er höchst wahrscheinlich sein Evangelium am letzten schrieb, und die andern gelesen hat, so wiederholt er nicht, sondern fügt bei, was für seinen Kreis und Zweck vorzüglich diente. Natürlich, daß jeder Geschichtschreiber, der Augenzeuge war, seinen Helden so beschreibt, wie er ihn sah, und von seinen Reden diejenigen aushebt, die ihm vorzüglich gefielen, mit denen er nach seiner Art zu denken und zu empfinden, am meisten sympathisirte. Mehrern der übrigen Jünger mögen manche Reden Jesu zu hoch gewesen seyn, und was uns zu hoch ist, das drückt sich unserm Gedächtniß weniger ein; Johannes hingegen, und darum hat ihn

Jesus auch so vorzüglich geliebt, fühlte ihn ganz, verstand ihn aufs Wort, und darum blieb es ihm auch so lebhaft in der Erinnerung, (wie Jesus selbst sagt, XIV, 26. „Der Geist wird euch alles wieder ins Gedächtniß bringen, was ich zu euch geredt habe.") Das schmolz je mehr und mehr mit seiner Vorstellungsart, mit seinen Lieblingsbegriffen zusammen. Der Geist des Herrn offenbarte sich in der Sprache des Johannes.

Daß er, Johannes, diese Reden erdichtet und Jesu in den Mund gelegt habe, ist eine ungegründete Meinung. Allerdings war es bei den Geschichtschreibern seiner Zeit Gewohnheit, solche Reden in die Geschichte einzuflechten, theils um Muster der Beredsamkeit zu geben, theils, da sie nicht Menschen- sondern Staatsgeschichte schreiben wollten, ihre eignen politischen Grundsätze darin vorzutragen. Das läßt sich nun freilich schön lesen und heißt pragmatisch; nur daß wir nie wissen, redt der Geschichtschreiber oder der Held der Geschichte? eine Verlegenheit, in welche uns die neuen pragmatischen Geschichtschreiber ebenfalls oft versetzen, wo man selten weiß, war diese Gestalt der Sachen in Wahrheit wirklich so, oder bloß in ihrem Gehirn und nach ihren Theorien gemodelt? Muster der Beredsamkeit will nun Johannes gar nicht geben; seine Ideen führt er in mancherlei Anmerkungen, die sich gar leicht von den Reden Jesu unterscheiden lassen. Ja, wahrscheinlich hat er als ein unbelesener Mann diese Geschichtsmanier seiner Zeit-

genossen gar nicht gekannt, und gewiß seinen Herrn zu sehr geliebt und geehrt, als ihm etwas in den Mund legen zu wollen, das er nie gesagt, als könnte er, Johannes, es besser machen. Diese Arroganz war den „Aufklärern" unsers philosophischen Jahrhunderts aufbehalten. Bei jenen Geschichtschreibern sind diese Reden ein Vorgeben, wo jeder Vernünftige noch itzt weiß, wie er's anzusehen hat; die Apostel aber geben nichts vor, sondern zeugen und erzählen, und was sie erzählten, für dessen Wahrheit lebten und starben sie.

Manche Versuche sind in unsern Zeiten gemacht worden, der evangelischen Geschichte das Individuelle, Ausserordentliche, das Göttliche, die positive Mitwirkung Gottes wegzunehmen, und durch mancherlei natürlichgenannte Erklärungsversuche sie in den Kreis unserer gewöhnlichen Erfahrung herabzuziehen. Sie selbst,*) wie Sie mir offenherzig sagten, haben solche Bücher gelesen, (denn um ihnen allgemeinern Einfluß zu verschaffen, hat man sie nicht bloß für Gelehrte, sondern für allerlei Leser zugerichtet;) und gestanden mir oft in Ihrem Glauben irre geworden zu seyn. Ich glaube es Ihnen gern; diese Schriftsteller sprechen so zuversichtlich, als ob sie dabei und damit gewesen wären — und genau betrachtet, ist doch alles nur Vermuthung, Hypothese, einem Vorurtheil ge-

*) Die Leserin, welche hier gemeint war, lebt nicht mehr, aber es werden wohl noch mehrere Lebende in dem Fall seyn.

gen das positive Christenthum zu lieb, das den vorhandenen historischen Nachrichten ganz zuwider läuft. Wir wollen nur bei dem Evangelium Johannes die Probe machen, welch ein ganz anderer Charakter, welche ganz andere Lehre Jesu in ihm vorgestellt wird, als die falsche Lehre unserer Zeit uns vorgeben wollte: nicht um zu streiten, (auch Johannes wollte nicht streiten) bloß um zu zeigen, welch ein erhabener Sinn, welch ein schönes Bild von Jesu, welche erhebende, zurechtweisende, trostreiche Lehre sich da findet, wenn man einfach bei den Worten des Geschichtschreibers bleibt, wie der gesunde Menschenverstand sie zu je und allen Zeiten bis auf uns verstand. Hören wir Ihn, der sagt: „Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: ich rede, was ich weiß, und bezeuge, was ich gesehen habe. — Von mir selbst bin ich nicht gekommen; es ist Einer, ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, und den ihr nicht kennet. Wer Gottes Kind ist, versteht Gottes Worte, aber weil ihr nicht von Gott seyd, versteht ihr sie nicht.“ — (Cap. III, 11, 34. VII, 25. VIII, 47.)

Allerdings läßt sich nicht höher von Jesu sprechen, als Johannes es thut. Er nennt ihn das Wort (I, 1.) oder den Offenbarer, durch den sich die unerforschbare, unanschaubare Urgottheit allen erkenntnißfähigen Geschöpfen offenbart und zu erkennen und genießen giebt, wie wir durch Worte einander unsern geistigen Sinn offenbaren. Er nennt ihn das Leben und das Licht, das alle Menschen erleuchtet,

die in die Welt kommen, (I, 4.); die Fülle der Gottheit, aus deren Reichthum wir Gnade über Gnade nehmen, (I, 16.); Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, (I, 30.); den Sohn der Gottheit, (I, 34. V, 18. u. a.); das Brodt des Lebens, das den Hunger auf ewig stillt, (VI, 35.); die Thüre, wodurch man zur Seligkeit eingeht, (X, 9.); den guten Hirten, der das Leben für seine Schafe läßt, (X, 14.); die Auferstehung und das Leben, der denen ewiges Leben giebt, die an ihn glauben, (XI, 25.); den Weg, die Wahrheit und das Leben, ohne welchen niemand zum Vater kommt, (XIV, 6.); unsern Fürsprech (Stellvertreter) bei dem Vater und die Versöhnung für unsere und der ganzen Welt Sünde, (Epist. I, 2, 1.); den treuen Zeugen, den Erstgebornen von den Todten, den Fürsten aller Könige auf Erde, den Anfang und das Ende, den Erforscher der Herzen, der Geister Gottes und Sterne in seinen Händen hat, den Anfang der Geschöpfe Gottes, den Heiligen und Wahrhaften, der die Schlüssel des Grabes hat, den Morgenstern, den Richter der Welt, der auf den Wolken kommen wird, dem Ehre sey von Ewigkeit zu Ewigkeit! (Apocal. hie und da.)

So spricht Johannes, sein Busenfreund von ihm, und seine Bekenner, die man itzt Schwärmer

nennt, weil sie behaupten, was die christliche Kirche von ihrem Anfang her ununterbrochen behauptet hat — haben diesen ehrwürdigen Nahmen auf ihrer Seite, und thun ihm die Billigkeit an, seine Worte nicht zu verdrehen, sondern so zu nehmen, wie er sie sagte.

Die Apostel waren doch näher an der Quelle als wir nach 1700 Jahren. Ein Mensch mag wohl verblendet werden, aber nicht auf zeitlebens, nicht so, daß nicht zuweilen helle Augenblicke der wiederkommenden Vernunft sich äußerten. Und wäre dies auch nicht, so ists doch nicht möglich bei mehrern. Möglich könnte es allenfalls seyn, wenn solche Schwärmer beständig in Gesellschaft bleiben und einander im Feuer unterhalten; aber die Apostel wurden bald nach Christi Tod in alle Welt zerstreut, und die meisten sahen einander zeitlebens nicht mehr. Von Hindostan bis Spanien finden sich Gerüchte ihrer Wanderungen. Und doch zeigt sich nirgends auch nicht die geringste Spur, daß einer in seinem Glauben gewankt hätte. Der Schwärmer setzt ab und zu zu seiner Lehre: hier ist Ein gleichförmiges Zeugniß bei ihnen allen. Wenn ihr Zeugniß von dem, was sie sahen, hörten und betasteten, nichts gilt, so möchte ich den Mann sehen, der mir irgend ein Zeugniß eines alten Geschichtschreibers als gültig zu erweisen sich unterstehen wollte!

Die ganze Lehre des Christenthums, die (ein grosser Beweis ihrer innern Güte!) auf der einen Seite so reich ist, daß ihr Inhalt in so viel hundert Jahren

von so viel tausend Scribenten und Rednern noch lange nicht erschöpft worden, und auf der andern so einfach und faßlich, daß sie ein Kind verstehen kann, indem sie z. B. ganz an den drei Nahmen in der Taufformel hängt, läßt sich in den einfachen Satz zusammenfassen: „Niemand hat jemals Gott gesehen: der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooß ist, der hat ihn uns bekannt gemacht; und Gott hat die Welt geliebet.“ (I, 18. III, 16.)

Aber das ist eben der Punkt, den alle öffentlichen und geheimen Gegner des Glaubens und der Liebe zu dem Gekreuzigten durchaus nicht leiden wollen. Sie kennen mich, wie ferne es von mir ist, unbarmherzige Urtheile über Andersdenkende zu fällen, und daß ich dieß als den unverschämtesten Stolz und als einen sichern Beweis ansehe, man sey selbst seiner Sache noch nicht gewiß; Sie wissen auch, wie sehr ich einige Personen schätze, zum Theil auch liebe, die ganz verschieden von mir denken. Aber nicht immer liegt in diesem Fall der Unterschied bloß in Worten, oder in verschiedenen Vorstellungsarten, die am Ende doch mit den unsrigen auf eines hinauslaufen; nicht immer seine Ursache bloß in einem Irrthum des Verstandes, oder in der Furchtsamkeit, sich vor andern lächerlich zu machen, sondern bisweilen in Trägheit, und nur gar zu oft ist die Quelle des Irrthums im Herzen zu suchen, obwohl sich alle diese gern mit dem erstern entschuldigen möchten. Wenn man gewisse Schriftsteller

nur nicht gar zu gut kennte, daß es ihnen nicht, wie sie vorgeben, um Wahrheit zu thun ist, sondern um eiteln Ruhm, oft um Geld, und etwa auch, doch dieß am wenigsten, um ihre Meynung. Wenn der Neid zu allen Zeiten den guten Nahmen jedes Weisen und Edeln anzufressen suchte: ists befremdend, wenn der von Millionen angebetete Nahme des Ideals aller Weisheit und Güte ebendasselbe von solchen Menschen leidet? Ich wagte diesen Gedanken lange nicht, aber bald glaube ich es, wenn ich die fanatische Heftigkeit der einen, und die schleichende Verleumdung anderer gegen ihn betrachte! Christus soll nicht so hoch stehen, daß sie sich vor ihm beugen müssen; die einfältigen und abergläubischen Leute, die seit so langer Zeit und noch itzt ihr ganzes Zutrauen auf ihn setzen, sollen nicht weiser heissen als sie, die schönen Geister und Erleuchter des 18ten Jahrhunderts! Diesen sind endlich die Augen aufgegangen, (denn das hieß schon beym ersten Weibe Aufklärung!) und, klüger als Paulus, Johannes und ihre Gefährten, klüger als die ganze Reihe der Lehrer und Blutzeugen der ersten Kirche haben sie endlich nach 1700 Jahren den frommen Betrug (wie sie meynen) enthüllt, und dem ganzen geheimen Zweck auf den Grund gesehen.—

Ein neuer bekannter Schriftsteller sagt:

„Der Kern der modernen, den Geist niederschlagenden und das Herz verderbenden Philosophie besteht in folgenden Sätzen:

1) „Es giebt keinen Gott, sondern die Welt ist von selbst und durch Zufall entstanden.“

2) „Die Seele ist nicht unsterblich, sondern sie hört mit dem Körper zu leben auf.“

3) „Es giebt keine Seele, sondern der Mensch ist bloß Körper, bloß Materie und hat nichts Geistiges an sich.“

4) „Physisches Vergnügen und physischer Schmerz sind die Quelle und die Beweggründe aller unserer Handlungen, und physisches Vergnügen der einzige vernünftige Zweck derselben.“

5) „Tugend ist ein Unding, denn sie setzt Aufopferung voraus, Aufopferung aber ist unmöglich, weil jeder Mensch immer nur mit Rücksicht auf sich selbst, mit Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil, aus Eigenliebe handelt und handeln muß.“

Gegen dieß — wenn eine Vergleichung für das Evangelium nicht entehrend ist; wie leicht, wie vernünftig, wie edel, wie rein, wie einfach ist die Lehre des Evangeliums, die uns Johannes lehrt! eine Lehre für Menschenverstand, die wie ein reiner Strahl von der Sonne der Wahrheit jeden Menschen erleuchtet, der sie aufnimmt, und das Herz mit Demuth, Dank und Liebe und den menschlichsten Empfindungen erfüllt. Es ist ihr großes, nie auszulernendes, nie in seinem ganzen Umfang gefühltes Thema, das Himmel und Erde umfaßt: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht

verloren werden, sondern das ewige Leben haben." (III, 16 — 18. 36. rc.)

Daß ein Gott sey, lernen wir nicht aus der Schrift, das zeigt uns die Natur. Daß er weise, gütig, mächtig und gerecht sey, lehrt uns die Erfahrung des menschlichen Lebens und die Geschichte der Menschheit. Da aber jeder fühlt, daß er nicht so lebt, wie er sollte und wohl täglich von einem innern Richter bestraft wird, den er sich nicht wegschaffen kann; da er sieht, wie hingegen die unvernünftigen Geschöpfe so ganz das sind, was sie seyn sollen, er aber nicht! und ihm all seine menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit die Waffen nicht in die Hand geben sich selbst zu überwinden — so muß ihm dieß, wofern er vernünftig seyn will, und nicht durch trägen Epicuräismus seine Seele eingeschläfert hat, sehr schwer anliegen. Für diese (die Hungernden und Dürstenden nach der Gerechtigkeit) ist das Evangelium geschrieben, ein vertrautes Wort an die, die es annehmen wollen, (eben so unvertraulich, unverständlich und ungläublich für die, die es entweder nicht zu bedürfen glauben, oder durch Zweifelsucht sich den Wahrheitssinn wegdisputirt haben, als unsern Feinden oder Mißtrauischen gewöhnlich unsere vertrautesten Worte sind.) — Daß die Gottheit durch einen göttlichen Gesandten, dessen innere Natur wir nicht kennen (Math. XI, 27.), der sich aber durch Thaten als ein höheres Wesen bewiesen hat, sich uns geoffenbaret und uns von seiner Gnade und Vergebung hat unter-

richten lassen. Wir sollen lernen, an Gottes Liebe glauben, so wird uns leicht seyn, ihn wiederum zu lieben, und aus Liebe uns seinem Willen ganz zu weihen.

Was ist so ungläubliches hierin? Kanns ein solches Wesen gar nicht geben? Oder ist es des höchsten Wesens unwürdig, sich seinen Geschöpfen, und wären wir noch weit geringer, als wir sind, zu offenbaren? Die Schrift ehrt die menschliche Natur aufs allerhöchste; aber jene hohlen Schwätzer, jene verächtlichen Buhler um die Gunst eines verderbten Zeitalters, die suchen ihren Stolz darin, die bieten allem ihrem Witz auf, sie so schlecht und verächtlich zu machen wie möglich; überzeugt, daß, wenn ihnen das gelinge, es mit allem Glauben an Gott und hierauf auch mit aller Tugend ein Ende habe.

Die größten Männer wurden zu allen Zeiten hauptsächlich dadurch groß, daß sie Glauben an Tugend, an die Würde unserer Natur und den Schutz der Gottheit hatten. Nur das fehlt noch, daß man uns diesen nehme, um das itzige Menschengeschlecht vollends und grundaus zu verderben. Der Mensch, das Bild und der Hauch der Gottheit, verdorben, und wieder hergestellt zum Leben durch den, der die Quelle des Lebens ist, der Schöpfer, das Geschöpf durch seine Erkenntniß beseligend; die Lehre des Gekreuzigten: „Das ist das ewige Leben, daß sie den einzigen wahren Gott, und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen!“ — Dies, m. Fr., ist das Evangelium, das jene schmähen!

Jesus schildert in Worten und seine Geschichte in Beispielen die menschliche Natur, wie sie sich zu allen Zeiten zeigte. Und eben das ist der große, tiefe und doch so offenbare Sinn des Evangeliums, die innere Ursache, daß seine Worte nie vergehen und nie vergehen können. Es gab immer Freunde und Feinde der Wahrheit, und immer handeln sie gleich, nur ihre Farbe, nur das Gewand ihrer Handlungsart ändert sich nach dem Geist eines Zeitalters. Die heil. Schrift ist auch in dieser Hinsicht ein ewiges Lehrbuch, und selbst auf die Schriften der alten Propheten, wirft diese Bemerkung ein großes Licht, ohne welche sie uns nichts anders als eine in poetische Tiraden verzogene und verlebte Geschichte eines längst verblühten Volkes sind, bloß etwa für den Gelehrten dienlich, dem aber, dem Wahrheit und Wissenschaft eine Herzensangelegenheit sind, von höchst geringem Nutzen. Was nützt uns alle Geschichte der vorigen Zeiten, wenn sie uns das nicht lehrt? — Doch wohl nicht zur bloßen Befriedigung unserer Neugierde und zum Zeitvertreib müßiger Stunden hat uns die Vorsicht eine seit 3000 Jahren ununterbrochene Reihe der köstlichsten Denkmahle der menschlichen Geschichte aufbewahrt, sondern zur Belehrung! Und wenn die Geschichte der Staaten und Völker dieß thut, so muß es die so umständlich beschriebene Geschichte des unstreitig in jeder Absicht wichtigsten Menschensohnes es noch weit mehr thun; und sie thut es dem, der sie nicht stolz verachtet! sie stellt mit

jedem Zuge die menschliche Natur in den allerverschiedensten Situationen und Aeußerungen dar. Giebts nun weniger Heuchler, weniger Wortgelehrte, Ehrsüchtige, Geizige, weniger unschuldige, treue, wahrheitsliebende, einfache Menschen, weniger Pharisäer und Nathanaele, als vor 1800 Jahren? Wie diese sich damals gegen Wahrheit und Tugend zeigten, so zeigen sie sich noch. Eine Menschenart in Millionen Abstuffungen. Diese sprechen noch zu dem Geist des Herrn: „Wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ und in jener ihren Augen ist eben dieser noch immer der „allerverachtetste und unwertheste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbirgt.“

Von diesen letztern gilt es noch immer buchstäblich, was Jesus von den Juden zu seiner Zeit sagte: „Sie sehen und kennen den Geist der Wahrheit nicht. Ich sage als Zeuge, was ich selbst gehört und gesehen habe, aber mein Zeugniß nimmt niemand an. Das Licht ist in die Welt kommen, und die Menschen lieben die Finsterniß mehr als das Licht, denn ihre Werke sind böse. Wer Böses thut, der haßt das Licht und kömmt nicht an das Licht, daß seine Werke nicht in ihrer Schande dargestellt werden. Haßt euch die Welt, so wißt, daß sie mich vor euch gehaßt hat.“ u. s. w. (XIV, 17. III, 20, 32.)

Wie scharfsinnig stellt er die innere Ursache des Unglaubens vieler Menschen an ihn ins Licht, wenn er sagt: „Wie könnet ihr glauben, die ihr

einer von dem andern Ehre nehmt, und die Ehre, die von Gott allein kommt, nicht suchet?" Wie wahr hat er geweissagt: „Ich bin im Nahmen meines Vaters zu euch kommen, aber ihr nehmt mich nicht an; wird einmal ein anderer in seinem eignen Namen kommen, den werdet ihr annehmen." (V, 43, 44.) Alles Haschen nach Paradoxien hat diese falsche Ehrsucht nach einem großen Nahmen zum Grunde. Innere Güte zieht ihn selten nach sich; und wird meistens mißkannt. Sie leben also außer sich, sie fliehen sich selbst, sie stehen nicht auf ihrer Wurzel, sie leben vom Hauche anderer Menschen, und sind entweder Schwärmer über sich selbst, oder beim blendendsten Schein von Weisheit und Glück die unglücklichsten, unruhigsten, unbefriedigtsten Menschen, die es in ihren beßten Stunden fühlen, daß ihre Seele in diesem wasserlosen Sand erstickt. „Der Körper jauchzt, die Seele weinet!" Sie bereden sich vielleicht in einer gutmüthigen Verblendung, nicht sich, sondern die Wahrheit zu suchen, aber man darf nur ihre Meynungen angreifen, so fällt der Schafspelz ab, und der arme Wicht steht da, wie er leibt und lebt, und wie ohne Vergleich verschieden ist ihr Trieb von jener erhabenen Ehrbegierde, die uns der Dichter der Messiade an dem Jacobus schildert:

— — — „Auf seinem Gesichte
„Glüht die edle Begierde nach Ruhm. Da geht er, wie einer
„Von den Unsterblichen, welche der Nachwelt ihre Geschäfte

„Heiligen, und von Enkel zu Enkel unsterblicher werden.
„ — — — die Ehrbegierde des Weisen
„Ist nur auf göttliche Dinge gerichtet. Vor jener Versammlung
„Aller Menschen, im großen Gericht der erwachenden Todten
„Durch den Ausspruch des ewigen Ersten und seines Gesalbten
„Da noch verehrungswürdig zu seyn, ist sein großes Bestreben.
„Weniger Ehre wär' Schmach für diese himmlische Seele."

„Wird ein anderer in seinem eignen Nahmen kommen, den werdet ihr annehmen." Das geht gewiß nicht bloß auf die falschen Messiasse, die nach seinem Tode das Volk so jämmerlich irre führten. Es ist Anwendung darin für alle Zeiten und für uns. Die uralte Weisheit hat ihren Reiz verloren, es muß etwas Neues seyn, und wenns nur neu, nur unerhört, nur romantisch ist, so hat der, der es mit einigem Schmuck vorträgt, sein Glück gemacht. So kommen alle diese „blinde Leiter der Blinden;" sie bauen nicht, sie zerstören nur; und was? was anders als das, was den Menschen seither in Befriedigung ihrer sinnlichen Lust in Herz und Gewissen etwa noch im Wege stand, irgend eine Religionswahrheit, ein Gesetz, eine Sitte der alten Zeit, die ihnen eine Pflicht der Tugend auflegte. — —

Es ist nicht wahr, was mehrere dieser Weltauf-

klärer vielleicht selbst von sich glauben, daß sie es gut meynen; die Früchte verrathen den Baum! Wer mich hasset, hasset auch meinen Vater. (XV, 23.) Wer den Sohn verwirft, der kennet auch den Vater nicht. (1 Joh. II, 22.) Wem Jesus gleichgültig ist, dem ist auch Gott gleichgültig, denn Jesus zeigte keinen andern Willen an sich, als den die Gottheit in Absicht auf uns Erdebewohner hat. Wenn wir die als Schwärmer und Frömmler hassen oder verlachen, die ihn bekennen, so hassen und verlachen wir damit den, den sie bekennen. Wir haben kein Gefühl und keine Liebe der Tugend, wenn wir sie nicht in ihm ehren; keine Weisheit, wenn wir sie nicht in seinem ganzen Betragen erkennen; keine Aufrichtigkeit, wenn wir in ihm nicht Offenheit finden, oder ihm geheime Plane zutrauen, die so, wie sie ihm untergeschoben werden, immer Stolz voraussetzen (XVIII, 20.); keine Liebe, wenn wir ihn um seiner Liebe willen nicht lieben, und sie in seinem freywilligen Tode mißkennen; wir sind weder weise noch gute, noch religiose Menschen, wenn wir seine Geschichte auch nur historisch lesen und er uns alsdann noch gleichgültig ist. Der Fehler muß in unserm Herzen seyn. Darum nennt auch der Herr (XVI, 8.) den Unglauben eine Sünde. Abermals ein Satz, der der angenommenen Meynung zuwider ist! O wie süß ist vielen Menschen der schmeichelhafte Wahn, sie seyen redliche Zweifler, weit süßer als der Ruhm, offenherzige Bekenner zu seyn,

so süß, daß sie sich nur gar nicht beeilen, ihrer Zweifel los zu werden! Denn so lang sie so zwischen zwo Partheyen in der Mitte schweben, können sie sich noch immer schlagen, zu welcher sie wollen, verderben es mit keiner und werden von beyden gerühmt. Erklärten sie sich endlich für die eine — wer weiß, was diese ihnen für Pflichten auflegte? — Ich spreche kein Urtheil über sie; Gott kennt ihr Herz. Die einen mögen redlicher als die andern seyn. Aber es ist eine Sünde, den Werth der Wahrheit erkennen, und sie nicht suchen, aus Trägheit, die Arbeit für sie scheuen, sich nie aus dem nur trägen Seelen behaglichen Helldunkel und Wanken zwischen Ja und Nein herauszukämpfen, und sich immer zu täuschen, das Herz habe keinen Antheil am Irrthum des Verstandes. Allerdings hat es, und nur allzuviel! Prüfe man sich ernsthafter und angestrengter, man wird gewiß finden, daß ein geheimer moralischer Feind im Hinterhalt lauert, der um so gefährlicher ist, weil er ein freundlich Gesicht macht. Es liegt nicht am Nichtkönnen, daß wir die Wahrheit nicht erkennen; sie hat uns überflüssige Zeugnisse von sich dargestellt; sondern am Nichtwollen, an unserer Schläfrigkeit und Zerstreuung. So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird erfahren, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede. (VII, 17.) Wenn wir einst in Jesu eine höhere Kraft, Weisheit und Liebe, und den Erlöser der Welt erkennen, so sollen wir dem gemäß

und konsequent auch unser ganzes Vertrauen und unsere ganze Liebe auf ihn setzen, und dann werden wir den Geist bekommen, den die Welt nicht sieht und kennt, und den Frieden Gottes, der alles Denken übersteigt.

O welche göttliche, nie auszudenkende Weisheit liegt im Evangelio! Sein Sinn ist reicher weder kein Meer! Seine Worte tiefer als kein Abgrund! Es ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte. (Sirach XXIV.) Wer einmal aus dieser Quelle der Wahrheit geschöpft hat, muß ganz verdorben seyn, wenn er nicht ewig den Durst darnach behält. Wenn wir auch davon abgekommen sind, so müssen wir Gott nur immer bitten, daß er uns diesen Durst erhalte, und uns unruhig seyn lasse, bis wir sie wieder gefunden haben. Verlieren wir diese Sehnsucht, so sind wir wahrlich übel dran. Jesus selbst spricht (Joh. III, 12.) von Geheimnissen des Himmelreichs, die er noch nicht sagen könne. Gott! was mag da noch verborgen seyn! welche Erkenntniß muß dem noch bevorstehen, der auf Erden mit dem Maaß, das ihm gegeben wurde, treu gewesen ist! wir haben gewiß bloß die Schlauben, und die Geisterwelt den Kern, der auch uns für künftige Zeiten aufbehalten ist. Wenn in dem Reiche Gottes schon die Blätter der Lebensbäume zur Gesundheit der Heiden dienen (Offenbar. XXII, 2.), was werden die Früchte selber seyn! wo ist die menschliche Weisheit, die so unermeßliche Tiefen ihrer Erkenntniß zu versprechen wagte? — Doch unser Heiland will sich

keinen Nahmen mit Offenbarung dieser Geheimnisse machen, will uns nicht mit Ideen über unsere Fassungskraft überfüllen, und sagt nur das, was unsere Erde, den itzigen Aeon und die gegenwärtige Uebung wesentlich betrifft.

Und wem sagte er sie? wer hatte von jeher das offenste Ohr für die Wahrheit? — Die Unschuld! So, z. B. daß er der Messias sey, das sagte er nie bestimmt den Priestern und Gelehrten (ausser da sie ihn vor Gericht bey seinem Eide darum fragten); denn diesen war nicht um die Wahrheit, sondern um Gewinn, Despotismus und Gemächlichkeit zu thun; nicht einmal den Jüngern, die waren von Erwartung eines irdischen Messias voll; gegen sie nannte er sich den Menschensohn. Wem denn? (Die Welterleuchter unserer Tagen werden menschenfreundlich lächeln) — einem blinden Bettler, einem liebenswürdigen, unschuldigen Kinde, und dem Samaritanischen Weibe. (Joh. IX, 35—38. und IV, 26.)

Der Mensch erkennt die Wahrheit um so inniger, je unschuldiger er ist, und oft haben, die man für die Einfältigsten und Verächtlichsten hielt, die Kraft des Evangelii am meisten erfahren. Andere hingegen, die viel studierten, sich eines gebildetern Geistes, feinerer Aufklärung und zärterer Gefühle rühmten, lernen immer und kommen nie zur Erkenntniß der Wahrheit, eben weil sie in ewiger Zerstreuung leben und das Wort ausser ihnen suchen, was in ihnen ist. So bleiben sie oft lebenslang in Zweifeln, nur darum,

weil ihr Auge es verlernet hat, gerade zu sehen. Siehe den Unterschied der Weisheit der Welt und des Himmels in dieser Geschichte! Jene frägt: „Seyd ihr auch verführt? Glaubt auch irgend ein Pharisäer an ihn? sondern das Volk, das nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht.“ (Joh. VII, 49.) Wahn, glaubt sie, sey gut genug für das arme Volk. — Aber die himmlische Weisheit des Menschensohnes bekennt sich gegen diese liebe Unschuld, und danket dem Vater, daß er seine Geheimnisse verborgen denen, die sich selbst für ausgemachte Weise halten, und den Kindern geoffenbaret hat. (Matth. XI, 25. 1 Cor. I. und II. Psalm XXV, 14.)

O möge, meine Liebe, diese Weisheit auch uns zu Theil werden! die stille, sanfte, bescheidene Erkenntniß, die, nicht aufgebläht, sich herabläßt zu den Demüthigen, ganz Liebe ist, und ein neues, ewigdaurendes Geistesleben in denen, die sie besitzen, anfängt! „Denn das ist ewiges Leben, sagt Gottes Wort, daß wir erkennen den, der allein wahrer Gott ist, und den er in die Welt gesendet hat, Jesum Christum.“ (XVII, 3.)

Maria.

„Euer Schmuck soll nicht auswendig seyn mit Haarflechten und Goldanhängen und prächtigen Kleidern; sondern der verborgene Mensch des Herzens sey mit dem unvergänglichen Kleide eines sanften und stillen Geistes geschmückt, welches vor Gott köstlich ist.“

Petrus.

Unter allen Weibern, die je die Erde gebahr, ist wohl keine diesem erhabenen Ideale näher gekommen, als Maria, die Mutter unsers Herrn; sie, das Bild der Anmuth und Unschuld, die sanfte, stille Seele, die in ihrem Nazareth, fern von der brennenden Mittagssonne eines Hofes, fern von allem Glanz und Wohlleben der Welt zur Mutter des Erlösers erwählt, den reichsten, vornehmsten, aufgeklärtesten und feingeistigsten Weibern der Hauptstadt vorgezogen wurde, und deren Nahme mit dem ihres Sohnes dauern wird, so lang die Erde steht. Ihre Geschichte ist so lehrreich, so der göttlichen Handlungsweise gemäß, bey welcher, was der große Haufe für das geringste hält, weil es nicht glänzt, immer das Größte ist; und zeigt uns in den dabey vorkommenden Personen so viel feine moralische Züge, daß ich ihr gern dieß Blättchen zu Ihrem und anderer Marien Vergnügen und Belehrung wiedme. Wenn ich meinem Grundsatz treu bleibe: Die Wahrheit soll nicht dem Menschen, sondern der Mensch der Wahrheit unterthan seyn; so wird dieses und alles, was ich schreibe, gemäß der Wahrheit, und eben so sehr der Bescheidenheit und Einfalt geschrieben seyn.

Dunkle Zeiten haben von einer unbefleckten Empfängniß und Himmelfahrt Mariä gefabelt, und sie dadurch über andere Menschen erhöhen wollen. Die heilige Schrift weiß nichts davon. Maria wollte nie eine Göttin seyn, sondern des Herrn Magd, und ihre Hoheit war Demuth. Wir wissen nichts von ihrer Geschichte, als was von derselben zur Geschichte ihres Sohnes gehört. Ueber dem vergassen die Apostel alles. *)

In Nazareth, dem kleinen, vergessenen Landstädtchen in Galiläa, konnte sich ihre unschuldige Seele vor allen Verführungen der großen Welt rein erhalten. Sie, eine Enkelin des größten Königs, den Juda hatte, verlobt sich einem Zimmermann. Es ist eine arme Familie, in welcher nicht ein Hauch der sogenannten feinen Lebensart zu merken ist, und die Weltgeschichte wäre zu stolz gewesen, ihre Nahmen in ihre verewigenden Jahrbücher aufzunehmen. In Gottes Augen ist die Rechnung umgekehrt; was groß ist vor der Welt, ist klein vor ihm, und groß vor ihm, was klein ist vor der Welt. Er sieht auf Könige und auf Arme mit gleicher Güte. Man darf sich es also nicht zu Herzen gehen lassen, wenn man nicht eben eine merkwürdige Person in der Welt ist: Haben wir etwas von der Maria Demuth und Josephs Biedersinn, so

---

*) Eine schöne Schilderung des Charakters der Maria siehe in Herders Predigten über ihren Lobgesang, Lukas I. (Werke zur Relig. und Theol. Th. 11. S. 246. ff.)

sind wir gewiß vor ihm nicht vergessen. „Gewiß, (sagt eines der größten religiosen Genies — Zinzendorf) „gewiß, es ist der Gott alles Fleisches denselben Augenblick mit eben dem Nachdruck sowohl „der eigentliche Gott eines Bettlers, oder irgend einer „verachteten Magd, wenn sie seiner bedarf, wenn sie „nach ihm fragt: als er der Gott eines prächtigen „Salomo ist, der in aller Herrlichkeit dasteht, ihm „den Tempel zu weihen."

Diese arme Jungfrau, wie mußte sie erstaunen, als eine himmlische Gestalt ihr schlechtes Kämmerlein erleuchtete und zu ihr sprach: „Gegrüßet seyst du, du Hochbegnadete! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeyte unter den Weibern!" Verwunderung, Staunen, Bestürzung über Erscheinung und Gruß hemmen ihren Mund. „Fürchte dich nicht, Maria, fährt die Wundergestalt fort — du hast Gnade bey Gott gefunden!" (Läßt sich einem Menschen etwas größeres sagen?) „Siehe, du wirst einen Sohn gebähren, deß Nahmen sollt du Jesus heissen!" — den, auf welchen alle Guten Israels harren, den Erretter seines Volks und der Welt. Die Unschuld fragt: „Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?" Der Engel sagt's und ist so menschlich, so zart, mitfühlend ihre geheimen Besorgnisse und ihre Schüchternheit, die einen solchen Gedanken, so überraschend gesagt, nicht fassen konnte, daß er noch einen andern Umstand zur Bestärkung ihres Glaubens beyfügt, ein sichtbares Zeichen, das Zeugniß und die vertrauliche Stimme

einer Baase: er winkt ihr bloß, zu dieser zu gehen, die als ein anderer Engel sie über alle Zweifel und Sorgen emporheben sollte. Und wie hört sie dieß alles? seufzet sie? preiset sie sich glücklich? triumphirt sie? Nein! mit einer nur von geheiligten Zungen aussprechbaren Zartheit der Unschuld antwortet sie: „Siehe, ich bin des Herrn Magd! Mir geschehe, wie du gesagt hast!" O welch ein Himmel in diesem Herzen! O der sanften, stillen Seele, die dieses sprach! die nicht zu Nachbarn und Freunden lief, es zu erzählen, was sie ihr doch nicht geglaubt hätten, die sich nicht in ihrem eignen Herzen groß machte, sondern unter abwechselnden frohen und bangen Gedanken die weite Reise in das Gebürge Juda machte, in den mütterlichen Schooß der Elisabeth sie alle auszuschütten! Der Engel kömmt nur und verkündigt: Ein menschliches Wesen, Elisabeth, soll die Bottschaft vollenden und bestärken. Er schied von ihr, und sie sieht ihn in ihrem Leben nicht mehr.

Hurtig geht sie über die Berge, und findet bey Elisabeth — mehr als sie gesucht hatte. Die mütterliche Freundin wird endlich auch noch in ihrem Alter Mutter. Maria siehts, freut sich mit ihr, und theilt, erleichtert von allen Sorgen, nicht ihre Sorgen, sondern ihre Freuden mit ihr. Alles zittert vor Freuden an der Elisabeth, wie sie die junge Maria sieht, das Kind hüpft froh in ihrem Leibe. „Gebenedeyt bist du unter allen Weibern! — woher kommt mir die Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? O selig

bist du, die du geglaubt hast!“ u. s. w. Wie lieblich, wie hausmütterlich! wie viel läßt sich von diesen abgebrochenen Worten auf den gottseligen Sinn dieser von Gott allein gekannten Familie schliessen! Maria hat genug, ihr Glaube hat gesiegt, sie frägt nichts weiter, sie kritisirt das Wunder nicht, ihr Wahrheitssinn, ihr Sinn für Gott wird rege, und spricht dafür, sie ist bloß Empfindung und bricht in einen Lobgesang aus, der bey all seinem hohen Schwunge dennoch nur Demuth athmet: „Ich bin des Herrn Magd! Er hat meine Niedrigkeit angesehen, die Hungrigen füllt er mit Gütern, und lässet die Reichen leer. Er denkt der Barmherzigkeit! Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!“ Welch eine Empfindung! welch ein Sinn fürs Göttliche, der den Lobgesang durchströmt! Manches Dunkle mochte seit der Engelerscheinung noch in ihr gelegen und gegährt haben, manches mochte sie sich vorgenommen haben, ihre Baase zu fragen — sobald sie sie sieht, ist ihr alles offen, was Gott mit ihr und ihrem Sohn vorhabe, obgleich es noch zukünftig ist. Merken, was Gott durch diesen und jenen Umstand unsers Lebens uns sagen will, das ist göttlicher Sinn, wozu Bekanntschaft und Freundschaft des Herzens mit ihm gehört; so wie wir von den Thaten, ja bloß von den Zeichen und Winken unserer Vertrautesten leichter auf ihre Absichten und Gedanken schließen können, als bey solchen, die uns fremde sind. Sie freut sich, weß sich alle bessern

Seelen freuen, „daß Kindeskinder sie selig preisen werden.“ Meint sie damit die göttliche Verehrung, die Jahrhunderte lang die ganze Christenheit ihr zollte? gewiß nicht! ihr Ruhm war, des Herrn Magd zu seyn.

So bleibt sie sich immer gleich: auch, da nach ihrer Niederkunft Hirten vom Felde und Weise aus Morgenland kamen, ihr neugebornes Kind zu verehren, kömmt nicht ein Hauch von Eigenlob in sie. „Sie behielt und regte alle diese Worte in ihrem Herzen,“ ohne sich ihrer Ehre zu überheben. Und wie viel hatte sie in ihrem Herzen zu bewegen! „Das Kindlein wuchs“ — also, mußte sie denken, muß ich noch vielleicht bey zwanzig und dreyßig Jahren warten, bis er hervorbricht in seiner Kraft? So lang muß ich Geduld haben! so lange harren! und was wirds dann werden? Simeon sagt es ihr: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen!“ — Schreckliches Wort! so glänzende Erwartungen so schmerzlich zerknickt! das Süßeste mit dem Allerbittersten vermengt! Doch so gehts in dieser Welt, die schönsten Rosen wachsen unter Dornen! die frühe Verkündigung waffnete ihr Herz gegen das Unglück. Mehr als einmal drang das Schwert durch ihr Herz, da sie ihn in seinem zwölften Jahre verloren glaubte, und mit Schmerzen suchte; da er einst im Feuer seiner Rede sprach: „Wer sind meine Mutter und Brüder?“ so oft, da sie ihn in Todesgefahr sah, und zuletzt beym Kreuze. Nie aber scheint sie ein Wort zu ihm gesagt zu haben, ihn von

seinem Beruf abzulenken: „Das wiederfahre dir nicht!“ Demüthiges Erharren des Ausgangs ist ihr Charakter.

Aber welches Harren als das ihrige wäre nicht müde geworden, da er nun schon dreyßig Jahre alt, und noch immer der Zimmermanns-Sohn aus Nazareth war! — Joseph kommt als ein ehrbarer, redlicher, selbst edelmüthiger Mann vor (Matth. I, 9.); sonst aber wissen wir gar nichts von ihm! (Nach Joh. VI, 42. möchte man glauben, er habe noch gelebt, als Jesus schon öffentlich lehrte. *)) Aber die Apostel sind so fern von Abgötterey gegen Menschen, daß sie, neben dem Hauptgegenstand ihrer Verkündigung, neben dem Herrn, gar nichts sehen; neben dem Höchsten verschwindet ihnen alles Gewöhnliche, Menschliche.

Jesus wuchs, nahm zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit bey Gott und Menschen. Maria mag ihm manches von ihren Schicksalen gesagt, viel mit ihm aus der Schrift geredt haben, das wir nun nicht mehr wissen. Die innere Bildung, selbst jedes gewöhnlichen Menschen, geschieht in so göttlicher Stille, daß wir uns nicht befremden müssen, so wenig von den Jugendjahren Jesu zu wissen. Endlich trat er, oder Gott zog ihn vielmehr aus seiner Verborgenheit hervor — aber wie ganz anders, als man ihn erwartet hatte, „verachtet, verschmähet und verworfen! ein Mann des Jammers, und befreundet mit Gram!“

---

*) Hingegen nach XIX, 26, 27. scheint er bey dem Tode Jesu nicht mehr gelebt zu haben.

Auch dieses trug sie ohne Murren, folgte ihm zärtlich nach, wo er hingieng, hieng an seinen Blicken und Worten, denn sie lebte nicht in sich, die Mutter lebte in ihrem Sohne, des Herrn Magd in ihrem Gott und seinem Willen. Die Mutter zween seiner Jünger bat um den Vorsitz ihrer Söhne im Reich der Himmel; Maria bat nichts, und bekam auch nichts, als was sie innerlich hatte. Ach! wir wissen nicht, was alles auch über sie von Jesu Feinden gelästert wurde, das ihr zartes, weibliches Herz kränken mußte. Gott zieht über die tiefsten Leiden der Seinigen einen Schleyer, daß die Welt dieß Heiligthum nicht sehe.

Endlich, da sie ihn unter den schrecklichsten Martern am Kreuz erblassen sah, da ward die Weissagung Simeons, die sich langsam und martervoll immer mehr erfüllte, in ihrem vollsten Sinne wahr. Einen Sohn von so großer Hoffnung da zu sehen! Welches Mutterherz sollte ihren Schmerz nicht fühlen! Durch das edelste Vermächtniß giebt Jesus, der auch gegen sie immer Sohn blieb, ihr seinen ersten Freund zum Sohne, sie ihm zur Mutter, den er liebte bis in den Tod. Aber doch schien der, den ihr Herz getragen hatte, für sie verloren! Nach wenig trüben Tagen sieht sie ihn wieder auferweckt, obgleich sie auch da nicht die erste war, der er sich zeigte; sieht ihn gen Himmel fahren, und ihr Herz flog ihm nach —

Hier verläßt uns die Geschichte. Treulich wird sie des Johannes, so wie er ihr, um ihres dritten Freundes willen, gepflegt haben, und eines sanften, fröhli-

chen Todes gestorben seyn. Der Wandel und die Auflösung einer solchen Seele ist zu heilig, als daß sie die Vorsehung zur Schau und Befriedigung der Neugierde der Nachwelt ausstellen wollte.

Einst wirst du uns, o Mutter Jesu! sagen —
Der Orion, der Sirius und Wagen
Sind Funken nur, aus dessen Hand entschlagen —
Den ich, ich Seligste! in meinem Leib getragen.

* * *

Ich füge noch einen zartgefühlten Hymnus Lavaters auf Maria bey:

Maria.

Ein Hymnus.

Königin der Jungfraun! Große
Mutter, die in ihrem Schooße
Einst den Herrn des Himmels trug,
Welches Lied erhebt dich gnug!

Ach! durch welche Dunkelheiten,
Welche herbe Bitterkeiten
Führte dich des Höchsten Hand
Hin, wo nie kein Engel stand!

O du Heilige, du Reine!
Fromme, wie der Frommen keine,
Schönste Blum' auf Gottes Flur!
Auserwählteste Natur!

Nicht im Himmel, nicht auf Erden
Wirst du zwar vergöttert werden;
Ewig, wie du selbst gesagt,
Bleibst du Gottes erste Magd.

Aller Seraphinen Chöre
Nennen dich der Menschheit Ehre!
Wer ists, der den Sohn erkennt,
Der dich nicht mit Ehrfurcht nennt?

Dein ist alles Edle, Schöne
Der Maria Magdalene!
Dein der Martha Glaub', und dein
Der Maria Stilleseyn!

Frohste Königin der Frohen!
Erste Ehrerin des Hohen!
Zeugin einst von seiner Pein!
Seiner Liebe Wiederschein!

Einst durchbohrte! Tiefbetrübte!
O du liebendste Geliebte!
Wer ist in der Wonne Reich,
Hochbegnadigte, dir gleich?

Mütterlichstes aller Herzen!
Zahllos waren deine Schmerzen.
Nun sind deiner Freuden mehr
Als der Sterne zahllos Heer!

Alle menschlichen Geschlechter,
Heiligste der Erdetöchter!
Urbild der Bescheidenheit!
Preisen deine Seligkeit! —

Jeder, der die Wahrheit ehret,
Tugend lernt und Tugend lehret,
Seufzt, und seufzt vergeblich nie:
Wär' ich fromm und rein wie sie!

Sagen von Jesu.

(In spätern Schriften, als unsere Evangelien sind, kommen hie und da einzelne Anekdoten und Sprüche von Jesu vor, unter denen nachfolgende sich vorzüglich auszeichnen.)

Er soll einst gesagt haben: „Wenn ihr auch in meinem Schooße säßet und hieltet meine Gebote nicht, so würde ich doch zu euch sagen: Weichet von mir, ihr Uebelthäter! ich habe euch nie gekannt!“

„Meine Geheimnisse sind für mich und die Kinder meines Hauses.“ (Psalm XXV, 14.)

„Eine der größten Sünden ist, seines Bruders Geist betrüben.„

„Seyd niemahls fröhlicher, als wenn ihr euern Bruder in Liebe sehet!“

Einst sah Jesus einen Menschen am Sabbath arbeiten, und sprach zu ihm: „Mensch, wenn du weissest, was du thust, so bist du selig; wenn du es aber nicht weißst, so bist du verflucht als ein Uebertreter des Gesetzes.“

Als Pilatus zu ihm sprach: „Hörest du nicht, was diese wider dich zeugen?“ soll er geantwortet haben: „Wenn sie nicht Macht hätten zu reden, so redeten sie nicht. Weil aber jeder mit seinem Munde Gutes und Böses reden kann, so mögen sie selbst zusehen.“

Auf des Pilatus spottende Frage: „Was ist Wahrheit!“ antwortete er: „Wahrheit ist vom Himmel.“ — Pilatus. „Also ist auf Erden keine Wahrheit?“ — Jesus: „Wisse, daß auf Erden die Wahrheit unter denen ist, welche, wenn sie Gewalt haben, zu richten, nach der Wahrheit handeln und rechten.“ (Feiner konnte dem Pilatus kaum geantwortet werden, wenn ihm geantwortet wurde.)

Er soll einst der Johanna erschienen seyn, ein Kreuz auf seiner Schulter tragend, und zu ihr gesprochen haben: „Willst du mein Kreuz, so lang du lebst, tragen?“ Johanna: „Von Herzen gern.“ Er legte es ihr auf, sie rief, ganz zu Boden gedrückt: „O

weh, wie könnt' ich unter dieser schweren Last gehen!" Jesus antwortete ihr: „Mit Niederfallen und Wiederaufstehen wirst du es lernen, mir nachfolgen und mit mir in mein Reich gelangen."

Der selige Evangelist Johannes, der an der Brust des Herrn lag, und die Ströme himmlischer Wahrheit aus der ersten reinen Quelle empfieng, hielt sich bis in sein höchstes Alter zu Ephesus auf. Seine Jünger mußten ihn in die Versammlung führen, und vor Schwäche konnte er kaum mehr sprechen. Zuletzt sagte er in jeder Versammlung bloß die Worte: „Kindlein, liebet euch unter einander!" Endlich wurden die Jünger und Brüder dessen überdrüssig und fragten ihren Meister, warum er immer das gleiche sage? Die Antwort war des Johannes würdig: Dieß ist die Summe der Gebote des Herrn, und wenn ihr dieses lernt und thut, so ists genug."

Reliquien der Märtyrer.

Man ist, m. Fr., in der protestantischen Kirche längst davon abgekommen, den Gebeinen der Blutzeugen unserer Religion eine abgöttische Verehrung zu erzeigen: aber zu wenig geschieht doch für ihr Andenken, zu früh hat man auch ihren Geist zu ehren vergessen; ja sogar, je mehr der Glaube, ein Mensch

könne für die Wahrheit sterben, von der Erde verschwindet, desto mehr bestreben sich die, die keine Tugend als die Eigensucht kennen, diese erhabenen, ermunternden Beispiele des christlichen Heldenmuths und der Treue gegen den Herrn durch Spott oder Beschuldigungen eines unsinnigen Fanatismus aus den Herzen der Menschen zu vertilgen. Und doch ist auf ihr so unschuldig und oft unter unerhörten Qualen vergossenes Blut mit unsere Religion gegründet. Ohne sie hätte sie sich vielleicht bald wieder wie ein Bach in der Erde verloren, oder wäre weit früher in eine bloß philosophische Secte ausgeartet. Für solche oder überhaupt von Menschen gelehrte Meinungen stirbt schwerlich jemand, und da die meisten der ersten Christen gemeine Leute waren, so kannten sie gewiß solche nicht; auch die gelehrtern Bischöffe, wenn sie der Richter um ihre Lehre fragte, schwiegen von der weltlichen Weisheit, und alle hielten sich mit der liebenswürdigen Einfalt eines Kindes an die wenigen Hauptsätze des Evangeliums, daß nur Ein Gott, Jesus der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt, der Herr aller Dinge, und ein ewiges Leben sey; Sätze, deren Wahrheit sich dem gesunden Verstande eines jeden aufdrang, der noch welchen hatte. Ihr freudiger Tod bestätigte sie, und ließ jeden Nachdenkenden auf ein Princip der Wahrheit und Tugend bei ihnen schließen, das mächtiger wäre als alle die seither von den philosophischen Schulen angegeben wurden. So gab das Blut der Märtyrer dem Christenthum Schwung, und führte ihm Millionen Bekenner zu.

Zu dem konnte auch eine Vergleichung mit ihren Verfolgern nicht anders als zu ihrem Vortheil ausfallen. Wer waren diese? Verabscheute Fürsten, die sich schrankenlos viehischen Lüsten ergaben, Stromweise vergossenes Menschenblut zu ihren öffentlichen Lustbarkeiten machten, und je den Gerechtesten und Unschuldigsten ihrer Unterthanen zum ersten Opfer ihres Blutdurstes machten; hämische Hof-Philosophen, die solchen Fürsten eine Moral predigten, wie sie ihnen gefiel, die innere Uebermacht der Christen über sich beschämt fühlten, und natürlicher Weise diejenigen haßten, die zum Grundsatz ihrer Tugend nicht, wie sie, die Eigensucht, sondern Liebe zu Gott und Treue an der Wahrheit machten; geitzige Gouverneurs der Provinzen, die durch Confiscationen der Christen-Güter reich zu werden hofften, und Priester, die für ihren Kredit und ihre Pfründen gegen sie stritten. Ihre mit Lust ertragene Armuth, die goldreine Lauterkeit ihrer Sitten, ihre Liebe für ihre Feinde, ihr freudiger Heldenmuth im Tode, waren nie gesehene und strafende Beispiele; ein Prediger der Unsterblichkeit, der Gottheit, und Erlösung Jesu vor einem ergrimmten Richter, einem wüthenden, blutfordernden Pöbel, und im Angesicht des auf ihn wartenden Schwertes oder Scheiterhaufens, mußte jedes, der Tugend fähige, Herz innigst bewegen; bald drängte man sich zu ihren Qualen mit einer Standhaftigkeit, womit die Menschen selbst die Befriedigung ihrer Lüste kaum verfolgen, und in den

spätern Zeiten mit einer so ungestümen Zudringlichkeit, daß die Bischöffe und Kirchenlehrer endlich selbst Gesetze machen mußten, sie in Schranken zu halten.

„Was kann uns scheiden von der Liebe Gottes,“ sagt der erhabene Apostel, der selbst ein Opfer seiner Lehre war, „Leiden? oder Angst? oder Landesver-„weisung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? „oder Schwert? In dem allem überwinden wir weit „durch den, der uns geliebet hat. — Gott hat uns „Apostel zu den letzten gemacht, zu solchen, die bloß „zum Tode bestimmt sind! wir sind der Welt zum „Schauspiel geworden; wir heissen um Christi Willen „Thoren; wir sind arm, verachtet, leiden Hunger, „Durst, Blöße, Schläge, sind unstät und flüchtig, „arbeiten und schaffen uns mit unsern Händen den „Unterhalt, reden Gutes von andern, wenn sie uns „schmähen, dulden, wenn sie uns verfolgen, bitten, „wenn sie lästern, sind verworfen von der Welt, und „wie ein Schuldtopfer für sie geachtet. Ueberall wer-„den wir gedrängt, und doch nie in die Enge getrie-„ben, wissen keinen Ausweg, und verzweifeln doch „nicht. Wir werden unaufhörlich um Jesu willen „dem Tode Preis gegeben — aber wir ermüden nicht, „sondern wenn unser äußere Mensch hinfällig und „schwach wird, so verjüngt sich doch der innere täg-„lich. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht „ist, schafft uns eine ewige und über alle Maaßen „wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht sehen auf „das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.

„Denn was sichtbar ist, ist vergänglich, was aber „unsichtbar ist, das ist ewig." u. s. w. (Röm. VIII. Ebr. XI. 1 Cor. IV. 2 Cor. IV. VI. XI. u. a.)

Laß uns auch von diesem reichen Felde einige Blumen pflücken. Sie sind mit dem Blute der Unschuld besprengt.

Die Kirche setzt die unschuldigen Kinder, welche Herodes zu Betlehem ermorden ließ, an die Spitze der Märtyrer. So unrichtig diese Idee ist, weil sie ja keine Zeugen des Herrn seyn konnten, so gab sie doch zu einem schönen, zartgefühlten Hymnus Anlaß, der am 28ten December in der römischen Kirche gesungen wird: *)

„Sey gegrüßt, der Märtyrer Blüthe!
Auf des Lebens erster Stufe
Raubte dich der wilde Würger,
Wie der Sturmwind junge Rosen!"

„Erstes Opfer des Erlösers,
Zarter Haufe der Getödten,
Spielst mit deiner Palm und Krone
Am Altar in deiner Unschuld!"

Man hat ein großes, gelehrtes Werk von den Acten der Märtyrer der ersten drey Jahrhunderte, aus denen ich wegen Enge des Raums nur wenige Beyspiele hier ausheben werde. Es herrscht eine besondere

---

*) Salvete flores Martyrum.

Lieblichkeit und Einfalt in diesen Erzählungen. Einige aus spätern Zeiten machen eine Ausnahme und sind schwülstiger.

* * *

Nächst Stephanus und Jacobus, deren Hinrichtung uns die Apostelgeschichte (Cap. VII. und XII.) erzählt, soll Jacobus der Gerechte, der Bruder des Herrn, der erste gewesen seyn, der zu Jerusalem starb. (Um das Jahr 62.) Er stand mit den übrigen Aposteln der christlichen Gemeine vor. Von Mutterleibe an war er heilig, trank niemals Wein oder starke Getränke, aß kein Fleisch der Thiere, und hatte Freyheit in das Heiligthum des Tempels einzugehen. Im Tempel fand man ihn gemeiniglich auf den Knien und im Gebet um Vergebung der Sünden des Volks. Sein Ansehen war groß beym Volk, und viele Pharisäer und Vornehme glaubten seiner Lehre. Den Sadducäern, die weder eine Auferstehung noch einen Messias glaubten, wurde er dadurch verhaßt. Sie ersuchten ihn also, da doch das ganze Volk so sehr an seinen Worten hänge, ihm den Wahn zu benehmen, daß Jesus der Messias sey, und um dieß Bekenntniß desto feyerlicher zu machen, es am Osterfest vor der ganzen Versammlung des Volkes von einem erhabenen Orte herunter zu rufen. Er folgte ihnen, bestieg die Zinne des Tempels und rief aus: „Was fraget ihr mich von Jesu, dem Sohn des Menschen? Er sitzt zur Rechten der göttlichen Kraft, und wird kommen in den Wolken des Himmels!" Die Menge fieng an zu schreyen:

„Hosianna dem Sohn Davids!" Seine Feinde aber eilten voll Zorn zu ihm hinauf, und stürzten ihn herunter. Noch ehe er starb, rief er mit gebeugten Knien: „Herr, himmlischer Vater, ich bitte dich, vergieb ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun." Hierauf steinigten sie ihn. Ein frommer Mann hörte sein Gebet und sagte: „Haltet ein! was thut ihr? Der Gerechte betet für euch!" Ein anderer aber eilte mit einer Walkerkeule hinzu und schlug ihn tod. Das Volk mißbilligte dieß, und sein Feind, der Hohepriester Ananus, wurde darüber abgesetzt.

Von den ersten Verfolgungen der Christen in Rom (im Jahr 65.) giebt ein römischer Geschichtschreiber Nachricht. Kaiser Nero, dieses weltberühmte Ungeheuer, ließ einst die Stadt Rom anzünden, um das Vergnügen zu haben, eine große Stadt in Flammen zu sehen. Sechs Tage und Nächte lang wüthete das Feuer. Ein Aufruhr drohte, weil das Volk den Urheber dieses Unglücks wußte: um den Verdacht von sich abzulehnen, schob er ihn auf die Christen, die in der Stadt bereits sehr zahlreich waren. Er ließ zuerst die, die sich zu dieser Lehre bekannten, hierauf auch diejenigen greifen, welche von diesen angegeben wurden, und diese Unschuldigen bey den öffentlichen Schauspielen in wilde Thierhäute kleiden und von Hunden zerreissen, andere kreuzigen, und andere in, mit Pech und brennbaren Materien überzogenen, Kleidern des Nachts als Laternen anzünden. „Fragt," redt ein Kirchenlehrer, Tertullianus, „die Feinde des

Christenthums an, fragt euere Archive, ihr werdet finden, daß ein Nero der erste Verfolger dieser Lehre gewesen! Eines solchen Verfolgers rühmen wir uns. Denn wer ihn kennt, wird sogleich schließen, daß es etwas sehr Gutes gewesen seyn müsse, das er verfolgte. Die besten Kaiser haben uns wohl gewollt; Mark Aurel und Trajanus hörten auf, uns zu verfolgen, da sie uns näher untersuchten, und weder der abergläubische Hadrian noch der Judenfeind Vespasian, weder Pius noch Verus thaten uns etwas zu leide, u. s. w.

Von dieser Zeit an ruheten die Verfolgungen selten, und daurten über 300 Jahre. Aber je größer der Kampf, desto herrlicher war ihr Sieg; ihr Muth nahm mit der Grausamkeit ihrer Feinde zu, je heftiger die Marter, desto lauter wurde ihr Bekenntniß; die Palmen und Kronen des Sieges sah ihr Geist so lebhaft vor sich, daß sie alles körperliche Gefühl vergessen zu haben schienen, auf Erde im Himmel lebten und mitten in den Qualen Loblieder sangen.

Ein gewisser Theodor sang unter der Folter die Stelle eines Psalms; „Es müssen zu Schanden werden alle, die den Bildern dienen," u. s. f. Oft hörte man sie singen: „Ehre sey Gott in den Höhen! Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und fröhlich seyn!" Ein Weib, die zusehen mußte, wie ihrem Sohn das Haupt abgeschlagen wurde, rief: „Der Tod deiner Heiligen ist werth geachtet vor dir! Herr, er ist dein Knecht und deiner Magd Sohn,

du hast seine Bande zerrissen, dir will ich Dank opfern ꝛc." Sie giengen aus dem Kerker an ihre Todesstätte, als wenn sie in den Himmel giengen, und zitterten vor Sehnsucht. Man hat Beispiele, daß selbst ihre Henker und Wächter, gerührt durch ihr Beispiel, das Christenthum annahmen, um auch Märtyrer zu werden; daß oft, indem das Todesurtheil über einen ausgesprochen wurde, sich sogleich wieder andere zum Richterstuhl hinzu drängten, und als Christen angaben, obgleich meistens die Martern aufs grausamste ausgedacht waren. Es waren die gräulichsten, dunkelsten Kerker, Ketten an Händen und Füßen, Fußblöcke, wo die Füße unnatürlich weit auseinander gespannt wurden, unter sie wurden Scherben gelegt, um ihnen auch den Schlaf unmöglich zu machen; Hunger und Durst, Geisseln und Peitschen, die bis auf die Knochen drangen, Brandmarkung, Enthauptung, Vorwerfen vor wilde Thiere, Kreuzigung, Ersäufung, oft in Schläuchen, wo ihnen Schlangen, Hunde u. a. beigesteckt wurden, brennende Ofen, glühende Roste, Sengen mit glühendem Blei und brennenden Fakeln, Verstümmelungen des Körpers, und andere unerhörte, nicht zu sagende Qualen, wie sie nur immer die Wuth ergrimmter Feinde erdenken konnte. Aber in dem allem überwanden sie weit, um dessen willen, der auch sie bis in den Tod geliebet hatte. Ihre Gebeine ruhen im Frieden, und ihr Andenken sey uns heilig, wenn wir es auch nicht abergläubisch ehren! Sie sind ins Leben durchgedrungen durch große Trübsal und haben

ihre Kleider gewaschen und helle gemacht im Blute des Lamms.

Ich füge einige vorzügliche Beispiele, so ausführlich als es der Raum gestattet, bei.

Ignatius.

Im Jahr 107.

Er wurde zu Antiochia vor den Kaiser Trajanus geführt, vor welchem er das heldenmüthige Bekenntniß that: „Es ist nur Ein Gott, der Himmel, Erde, „Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat, „und sein eingeborner Sohn Jesus Christus, dessen „Freundschaft ich genieße.“ Trajanus: „Meinst „du den, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wor„den?“ Ignatius: „Ja den! der die Sünde mit „ihrem Urheber gekreuzigt und allen Irrthum und „Bosheit der bösen Geister den Füßen derer unter„worfen hat, die ihn im Herzen tragen.“ Trajanus: „Also trägst du diesen Jesum in dir?“ Ignatius: „Ja! denn die Schrift sagt: „Ich will in „ihnen wohnen und wandeln.“ Trajanus sprach das Urtheil: man sollte ihn binden, nach Rom schicken und daselbst im Amphitheater den Thieren vorwerfen. Als Ignatius dieses hörte, rief er mit großer Freude aus: „Ich danke dir, Herr, daß du mich der „vollkommenen Liebe zu dir gewürdigt, und zum „Mitgenossen der Bande Paulus gemacht hast!“ Mit Freuden legte er sich selbst die Fesseln an, und empfahl mit Thränen seine Gemeine dem Schutz des

Herrn. Er war nebst Polycarpus ein Schüler des Apostels Johannes gewesen.

Auf der Reise schrieb er an einige Gemeinen Abschiedsbriefe, und bat sie, seinen Vorsatz nicht zu hindern. Der Gemeine zu Rom schrieb er unter anderm: „Ich habe es endlich von Gott erhalten, euer frommes Angesicht zu sehen, wornach mich immer verlangt hat. Denn ich hoffe euch zu sehen, gebunden um Christi willen, so nämlich Gott mich bis ans Ende würdig finden wird. Nur fürchte ich eure Liebe, sie möchte mir schädlich seyn; denn es wäre mir schwer zu Gott zu kommen, wenn ihr meiner schonen wolltet. Nicht sobald würde ich eine solche Gelegenheit dazu wieder finden, und ihr könnt kein besseres Werk thun, als wenn ihr stille bleibet. Bittet nur, daß ich stark seyn möge äußerlich und innerlich, und daß es nicht allein Worte in mir, sondern auch der Wille dabei sey. Ich bitte euch, habt mich nicht zur Unzeit lieb! Laßt mich der wilden Thiere Speise werden, sie bringen mich zu Gott. Ich bin Gottes Körnlein; ihre Zähne sollen mich zermalmen, daß ich ein reines Brod Gottes werde. Gebt ihnen vielmehr freundliche Worte, daß sie mein Grab werden und nichts von meinem Leibe übrig bleibe, damit ich niemand beschwerlich sey, wenn ich entschlafen bin. Dann werde ich ein rechter Jünger des Herrn seyn, wenn die Welt meinen Leib nicht mehr sehen wird. Ich gebiete euch nicht wie Petrus und Paulus; sie waren Apostel Jesu Christi, ich aber bin der Geringste; sie waren Freye, ich bin

auch itzt noch ein Knecht; wenn ich aber leiden werde, da werde ich ein Freyer des Herrn seyn, und als ein Freyer durch ihn auferstehen. Nun lerne ich in meinen Banden, nichts begehren, was weltlich oder vergänglich ist. Von Syrien bis nach Rom kämpfe ich mit wilden Thieren, zu Wasser und Land, zu Tag und Nacht, gebunden an zehen Leoparden, nämlich die Kriegsschaar, die auch durch Gutthaten immer ärger wird. Ich aber lerne vielmehr durch ihren Frevel, doch bin ich damit noch nicht gerechtfertigt. — Itzt fange ich an, ein Jünger zu seyn, denn mich ficht nichts mehr an, weder das Sichtbare noch das Unsichtbare, wenn ich nur zu Christo Jesu komme! Laßt alle Qualen über mich gehen, wenn ich nur ihn erreiche! Alle Freuden der Welt können mir nichts helfen; es ist mir besser, sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Nach ihm verlanget mich, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Dieses Leben, ohne Christo, ist der Tod. Laßt mich, daß ich sein Licht erlangen möge! Denn wenn ich daselbst bin, so werde ich ein Gottesmensch seyn. Ich habe von Herzen Lust zu sterben um Christi willen; meine Liebe ist gekreuzigt, und es ist kein Feuer in mir, das noch etwas irdisches liebte; ein lebendiges Wasser, das in mir quillet, ruft immerfort: Komm her zum Vater! Ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe noch; aber nicht ich, Christus lebet in mir.

Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut!" u. s. w. Welch eine köstliche Reliquie des reinen evangelischen Geistes! des Schülers Johannes! Wie wenig sind wir gegen ihm! Und welch eine Zeit, wo diese heiligen Ueberreste im Staube liegen, und oft sogar von solchen, die sie zuerst kennen sollten, verachtet, wo nicht gar verlästert werden!

Polycarpus.

Im Jahr 166.

(Aus dem Brief der Gemeinde zu Smyrna.)

„Bewunderungswürdig ist die Tapferkeit, die Geduld und die Liebe zum Herrn, welche die seligen Zeugen in dieser Verfolgung erwiesen haben! Da man sie mit Geisseln so lang zerfleischte, bis man ihre Adern, Nerven und den innern Bau ihres Körpers sehen konnte, und es alle Umstehenden jammerte, haben sie alles geduldig ausgestanden, und so freudig, daß man weder klägliche Gebehrden an ihnen sah, noch solche Seufzer hörte. Denn sie waren in der Stunde, da sie gepeinigt wurden, schon ausser dem Leibe, und der Herr stand ihnen bei. Sie haben auf seine Gnade gesehen und die irdische Marter verachtet, sie haben sich durch eine Stunde von der ewigen Pein losgekauft, und das Feuer ihrer Peiniger war ihnen Kühlung. Ihr Herz blickte auf die Glückseligkeit, die den Duldern verheissen ist, welche kein Ohr gehört,

kein Auge gesehen hat, und die in keines Menschen Herz gekommen ist, ihnen aber vom Herrn gezeigt wurde. — Ein Phrygier, Quintus, kam selbst und gab sich an. Da er aber die wilden Thiere sah, wurde er verzagt. Wir loben die nicht, welche sich selbst angeben, dieweil das Evangelium nicht also lehrt."

„Der selige Polycarpus ließ sich während der Verfolgung von seinen Freunden erbitten aus der Stadt zu gehen, und brachte da seine Zeit mit Gebet für die Ruhe der ganzen christlichen Gemeine zu. Da sah er im Traum drei Tage vor seinem Tode sein Hauptküssen plötzlich in Brand gerathen und verbrennen. Dieß erzählte er seinen Freunden und verkündigte ihnen, daß er in kurzer Zeit um Christi willen würde getödet werden. Am dritten Tag kamen die Soldaten, ihn abzuholen. Er sprach: „Des Herrn Wille geschehe!" gieng ihnen entgegen, lies ihnen eine Mahlzeit bereiten, und brachte noch eine Stunde in brünstigem Gebet mit den Seinigen zu."

„Als er auf dem Platz, wo er leiden sollte, ankam, sprach eine Stimme vom Himmel zu ihm: „Polycarpus, sey standhaft und getrost!" Diese Stimme hörten viele, aber den, der sie redete, sah niemand. Der Proconsul suchte ihn zu bereden und sagte: „Schone deines Alters, schwöre bei dem Genius des Kaisers, bekehre dich und sage: Weg mit den Gottesfeinden!" Mit festem Blick sah Polycarpus die umstehende Menge an und rief laut: „Weg mit den Gottesfeinden!" Der Proconsul forderte abermals:

„Er sollte schwören und Christum lästern, so wolle er ihn loslassen. Polycarpus sagte: „Sechs und achtzig Jahre habe ich meinem Herrn gedient, und er hat mir nichts leides gethan; wie sollte ich meinem König lästern, der mich selig gemacht hat?"

„Als ihn der Proconsul zum drittenmal anredete, so antwortete er ihm: „Weil du dich stellst, als wüßtest du nicht, wer ich wäre, so sage ich dir: Ich bin ein Christ." Der Proconsul drohte ihm mit wilden Thieren und dem Feuer, Policarpus ließ sich durch nichts bewegen, und sagte nur: „Laß herkommen, was dir beliebt!" Der Proconsul ließ durch einen Herolden vor dem Volk ausrufen, Polycarpus habe sich für einen Christen bekennt. Der ganze Haufe von Juden und Heiden, die sich zu Smyrna aufhielten, schrie wüthend: „Dieser ist der Lehrer von Asien, der Vater der Christen, der unsere Götter vernichtet, und viele lehrt, man solle sie nicht anbeten. Weg mit ihm!" Sie, besonders die Juden, raften aus ihren Häusern und Badstuben Holz und Reiser zusammen, ihn zu verbrennen. Polycarpus zog selbst seine Kleider und Schuhe aus, welches er selten gethan, denn seine Schüler stritten sich sonst allemal darum, wer ihm am ersten einen Dienst thun könnte, und von Jugend an war er von jedermann wegen seines frommen Lebens geehrt. Man wollte ihn an den Pfahl annageln, er sagte: „Laßt mich also bleiben! Der mir das Feuer zu leiden verliehen hat, wird auch geben,

daß ich ihm stille halte." Hierauf betete er mit lauter Stimme: „Herr, allmächtiger Gott! Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir deine Erkenntniß empfangen haben — Gott aller Engel und Kräfte, Gott aller Geschöpfe und des ganzen Geschlechts der Gerechten, die vor dir leben! ich danke dir, daß du mich dieser Stunde gewürdigt hast, wo ich Theil nehmen soll an der Zahl deiner Märtyrer, und am Kelche deines Gesalbten zur Auferstehung des ewigen Lebens! — Laß mich heut als ein angenehmes Opfer vor dein Angesicht kommen, wie du mir zuvor angezeigt und nun erfüllt hast, du wahrhaftiger Gott, der du nicht lügst! Ich lobe dich für alles, ich preise dich, ich verherrliche dich, mit dem ewigen himmlischen Hohepriester, deinem Sohne, welchem mit dir und dem heiligen Geist sey Ehre itzt und in alle Ewigkeiten. Amen."

Darauf wurde er verbrannt. — O welche Inbrunst, welche Treue, welche Hingabe, Liebe, welcher Geist in diesen seligen Männern, deren die Welt nicht werth war!

Justinus der Philosoph.

Um das Jahr 167.

Als ihn der Stadtpräfect zu Rom, Rusticus, um den Inhalt der christlichen Lehre fragte, antwortete er: „Die Lehre, welche wir Christen mit aller Gottseligkeit lehren und behaupten, ist die, daß ein Einiger Gott, der Urheber und Schöpfer aller Dinge, der

sichtbaren und unsichtbaren, sey; und wir bekennen, daß unser Herr Jesus Christus Gottes Sohn sey, der von den Propheten verkündigt worden, und einst als der Richter der Welt wieder kommen wird, ein Verkündiger des Heils und Lehrer derer, die von ihm lernen wollen. Ich aber bin ein schwacher Mensch und viel zu gering, als daß ich von seiner unendlichen Gottheit etwas würdiges sprechen könnte, wozu nur Propheten fähig sind.

Auf die Frage, an welchem Ort die Christen sich versammelten? antwortete er: „Wo jeder will und kann. Oder glaubst du, daß wir alle im gleichen Ort zusammenkommen? Nichts weniger! Der Gott der Christen ist nicht an Ein Ort beschränkt; er ist unsichtbar, erfüllet Himmel und Erde, allenthalben wird er von den Gläubigen angebetet und gelobt.“ Doch sagte er dem Rusticus, wo er seine Schule halte. — Rusticus drohte, ihn von Kopf zu Fuß mit Geisseln zerfleischen zu lassen, und fragte ihn: ob er auch dann noch meyne in den Himmel zu kommen? Justinus: „Ich meyne es nicht nur, sondern weiß es gewiß, ich werde das besitzen, was alle, die Christi Lehre treu bleiben. Die göttliche Gnade bleibt ihnen, und sollte die ganze Welt darüber zu Grunde gehen! Thu nur bald, was du vorhast, (sagten mit Justinus alle mitgefangenen Christen) „wir sind Christen und opfern keinen Götzen.“ Hierauf wurden sie gegeisselt und enthauptet.

Verfolgung der Christen zu Lyon.

Im Jahr 177.

(Aus dem Circularschreiben dieser Gemeine an ihre Freunde.)

„Es wurde uns verboten, uns an irgend einem öffentlichen Orte sehen zu lassen. Dem ungeachtet wagten es die Kühnsten, und achteten der Schande nicht, die auf sie kam; sie wurden gescholten, geschlagen, herumgerissen, geplündert, mit Steinen geworfen und ins Gefängniß gelegt. Der Kriegstribun und der Magistrat schleppten sie hierauf auf den Markt und befragten sie. Als sie ihren Glauben bekannten, wurden sie wieder ins Gefängniß geführt, bis der Statthalter der Provinz ankäme. Dieser verfuhr aufs strengste gegen uns und erlaubte uns nicht einmal, unsere Religion zu vertheidigen, sondern fragte bloß einen jeden: „Bist du ein Christ?" Mehrere fielen aus Furcht vor den Folterinstrumenten vom Glauben ab. Sogar unsere heidnischen Sclaven wurden gefangen, und sagten auf der Folter gegen uns aus: wir äßen Menschenfleisch und trieben Blutschande. Dieß trieb die Erbitterung aufs höchste; man glaubte, mit unserm Tode Gott einen Dienst zu thun. — Vorzüglich zeichnete sich unter den unsrigen eine Dienstmagd, Blandina, aus. Wir fürchteten, wegen ihrem zarten, schwachen Körper möchte sie ihr Bekenntniß nicht mit Freimüthigkeit ablegen können, aber sie wurde mit so großer Kraft erfüllt, daß die Peiniger, die sich einander ablösten, und sie von Morgen bis Abend auf alle Art

folterten, matt und entkräftet wurden, und gestehen mußten, sie wären ihr zu schwach und wüßten nichts mehr, was sie ihr zufügen könnten. Sie wunderten sich, daß sie noch so lange das Leben behalten hätte, da ihr ganzer Körper zerrissen und geöffnet war. Jede einzelne Marter, sagten sie, wäre an sich hinreichend gewesen, sie zu tödten. Sie aber sammelte in dem Bekenntniß neue Kräfte, es war ihr schmerzstillend gegen alles, was sie litte, sagen zu können: „Ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses.“

„Eben so der Diakonus von Vienne, Sanctus. Mit den gräulichsten Qualen brachte man nicht einmal das Geständniß von ihm heraus, ob er ein Knecht oder Freier, oder aus welchem Lande oder Stadt er wäre? Er sagte nur immer: „Ich bin ein Christ! Das ist mein Nahme, Vaterland, Geschlecht und alles.“

„Pothinus, Bischoff zu Lyon, ein neunzigjähriger Greis, wurde auch hergeschleppt, da er vor Altersschwäche kaum noch gehen konnte, unter Begleitung des Magistrats und des ganzen Volkes, das ein Geschrei erhob: „Dieser sey Christus selbst!“ Als ihn der Statthalter fragte: „Wer der Christen Gott sey?“ sagte er: „Wenn du es würdig bist, so wirst du es erfahren!“ Er wurde hierauf auf alle ersinnliche Weise von dem wüthenden Pöbel mißhandelt und ins Gefängniß geführt, wo er nach zween Tagen starb.“

„Die weise Regierung Gottes zeigte sich auffallend

an den Abtrünnigen; sie wurden, ungeachtet ihrer Verläugnung Christi, dennoch ins Gefängniß geworfen und hingerichtet, und gewannen also gar nichts. Man kannte sie an den Mienen: sie giengen mit niedergeschlagnen Augen, verspottet selbst von den Heiden, zum Tode; die Treuen hingegen mit aufgerichtetem Haupt, mit Würde und Anstand, triumphirend in ihren Ketten, wie eine Braut in ihrem Schmuck. Dieses bestätigte viele in dem Bekenntniß. — Endlich wurden Blandina, Sanctus u. a. den wilden Thieren vorgeworfen, andere auf eiserne, glühende Stühle gesetzt, andere erwürgt. Die Wuth der Verfolger rächte sich auch noch an ihren todten Körpern; sie warfen sie den Hunden vor, stellten sie zur Schau und öffentlichem Gelächter aus, verbrannten sie zu Asche und streuten sie auf die Rhone, um sie, wie sie meynten, damit auch der gehofften Auferstehung zu berauben."

Dionysius, Bischof zu Alexandrien.

Im Jahr 250 bis 264.

(Stellen aus einigen Briefen desselben.)

„Unsere Blutzeugen alle mit Nahmen zu nennen, wäre überflüssig, da ihrer eine große Zahl und die meisten euch unbekannt sind. Ueberhaupt thun wir euch zu wissen, daß Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Mädchen und Matronen, Soldaten und gemeine Leute theils durch Geiselschlag, theils durchs

Schwert und theils durch Feuer die Kronen des Sieges erlangt haben. Viele zwar sind gleich wie ich noch nicht so glücklich gewesen, und werden vom Herrn auf andere Zeiten aufbehalten. Wir wurden nach Kephro, einem häßlichen Flecken an den Grenzen der libyschen Wüste, verwiesen. Eine Menge Gläubiger aus ganz Aegypten versammelte sich zu uns, und der Herr eröffnete uns hier eine Thüre zur Verkündigung seines Wortes."

„Anfangs wurden wir verfolgt und mit Steinen geworfen, nachher aber haben viele Heiden ihre Götzen verlassen und sich zum wahren Gott bekehrt. Als wenn uns Gott nur zu diesem Zweck hieher geschickt hätte, wurden wir, nachdem dieser Dienst vollendet war, wieder an einen andern Ort versetzt. Ich bekam Befehl nach Colluthio zu gehen; und hier bekenne ich eine Sünde, daß ich mich, da ich den Befehl empfieng, darüber gekränkt habe und ungern gieng. Denn, obgleich diese Gegend bekannter ist, so wußte ich doch, daß daselbst gar keine Brüder anzutreffen wären, und alles überdas von Räubern wimmle; doch trösteten mich meine Freunde, daß mich die Unsrigen daselbst leichter besuchen könnten, weil der Ort näher an der Hauptstadt sey; und so geschah es auch."

(Unter dem folgenden Kaiser Gallienus durfte Dionysius wieder nach Alexandria zurückkehren. Wie sich die dortigen Christen während einer schrecklichen Pest betragen haben, erzählt er in einem andern Briefe:)

„Alles ist voll Klagen! die ganze Stadt ertönt von Seufzern über Sterbende und Verstorbene. Kein Haus ist ohne eine Leiche, und wollte Gott, es wäre nur Eine in jedem! Eine Menge Unfälle bereiteten dieses Unglück vor. Zuerst wurden wir aus der Stadt vertrieben, doch hielten wir mitten auf der Flucht unsere Feste. Jeder Ort, wo wir litten, das Feld, die Wüste, die Schiffe, Viehställe und Kerker mußten uns zu Tempeln unserer Versammlungen dienen. Doch ein freudigeres Fest hielten die vollendeten Märtyrer im Himmel. Auf dieses folgte Krieg und Hungersnoth, die wir gemeinschaftlich mit den Heiden litten; aber uns erquickte der Frieden, den Christus in unsere Herzen goß.“

„Kaum hatte man sich wieder etwas erholt, so kam plötzlich die schreckliche Pestilenz, die alle Vorstellung übertraf und alle Hoffnung besiegte. — Viele der unsrigen schienen sich selbst ganz zu vergessen, besuchten sicher und unerschrocken ihre Kranken, dienten ihnen unausgesetzt, thaten um Christi willen für sie, was sie konnten, und starben mit ihnen. Manche, die ihre Kranken durch ihre Sorgfalt wieder gesund gemacht hatten, wurden selbst ein Opfer des Todes. So verloren wir viele der besten Brüder, und wir dürfen die Art ihres Todes wegen ihrer Standhaftigkeit im Glauben und in der Liebe gewiß nicht minder als den Martertod schätzen. Sie, welche den kranken Körper der Heiligen mit offnen Armen und in ihren Schooß aufnahmen, ihnen die Augen schlossen, sie auf ihren

Schultern zu Grabe trugen, wuschen und bekleideten; sie selbst empfiengen diese Liebesdienste in wenig Tagen von andern, denn die Ueberlebenden traten in die Fußstapfen der Verstorbenen. Bey den Heiden wars umgekehrt. Wer anfieng krank zu werden, wurde aus dem Hause geworfen, man floh vor seinen Geliebtesten, ließ sie halbtod auf den Gassen liegen, warf die Todten unbegraben weg, und vermied alle Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit dem Tode, dem doch mit aller Vorsicht nur wenige ausweichen konnten."

Laurentius.

Im Jahre 258.

Als er seinen Bischof Xystus zum Tod führen sah, weinte er, nicht über dessen Leiden, sondern sein Zurückbleiben, und rief ihm zu: „Wo gehst du hin, Vater, ohne deinen Sohn? Heiliger Priester, wohin, ohne deinen Diakonus? Was mißfällt dir an mir? Bin ich ausgeartet? — Zeige, o Vater! deine Tugend in deinem Sohn! bringe den Gott dar, den du unterrichtet hast, daß du mit einem schönen Begleit zur Krone kommest! u. s. f." Xystus antwortete ihm: „Ich verlasse dich nicht, mein Sohn, aber auf dich wartet ein größerer Kampf. Du wirst mir bald nachfolgen, höre auf zu weinen! In drei Tagen wird's geschehen."

Wirklich berufte ihn nach dem Tode des Xystus der römische Stadtpräfect vor sich, und forderte zuerst, ihm die Schätze anzuzeigen, welche die Christen in

geheim aufgehäuft hätten. Laurentius bat sich einen Tag Frist dazu und versammelte auf den folgenden alle Armen unter der Gemeine in sein Haus und zeigte diese dem Stadtpräfect, den er dahin zu kommen einlud, mit den Worten: „Dieß sind die Schätze der Kirche!“ Der wüthende Richter gebot, ihn lebendig auf einem Rost zu braten. Seine Standhaftigkeit überwand die Wuth des Feuers.

Cyprianus, Bischof zu Carthago.

Im Jahr 258.

Ein Jahr vor seinem Tode wurde er in die Verweisung geschickt. Da hatte er einen Traum, den er selbst so erzählt: „Es erschien mir im ersten Schlaf ein Jüngling von erhabener Gestalt, der mich auf das Richthaus zu führen und dem Proconsul darzustellen schien. Dieser schrieb mein Urtheil auf eine Tafel, ich wußte es aber nicht, weil er mich auch nichts gefragt hatte. Der Jüngling stellte sich hinter seinen Rücken und las mit einem Ausdruck von Neugierde, was er schrieb, breitete hierauf seine Arme aus und machte mit dem einen einen Schwung, wie wenn einer enthauptet wird. Ich verstand daraus mein künftiges Todesurtheil, und bat den Richter um einen Tag Frist, bis ich meine Sachen in Ordnung gebracht hätte. Auf wiederholtes Anhalten schrieb er abermals etwas mir unbekanntes auf seine Tafel. Aus der heitern Miene des Jünglings merkte ich, daß meiner Bitte entsprochen worden.“

Am nämlichen Tage ein Jahr darauf empfieng er die Marterkrone. (Den Tag im Traum deutete er auf dieses Jahr; die Ordnung seiner Geschäfte auf die kirchlichen Einrichtungen, die er in dieser Frist noch traf.) Die Verfolgung nahte sich immer mehr, er sah seinem gewissen Tode entgegen. Alle seine Freunde baten ihn, sich zu entfernen, wie er vor zehn Jahren gethan hatte, da er den Löwen vorgeworfen werden sollte. Cyprian aber war über die Welt erhaben und horchte nicht mehr auf die Räthe ihrer Freundschaft. Seine Beschäftigung war, die andern zur Standhaftigkeit zu ermuntern; sein Wunsch, während er von Gott redete, zu sterben.

Endlich wurde er auf seinem Landgut gefangen genommen, hatte aber noch das Vergnügen, daß allen seinen Freunden erlaubt wurde, die letzte Nacht bei ihm zu durchwachen. Es war ein heller, wolkenreiner Tag, wo er unter Begleitung einer unzählbaren Menge Volks vor den Proconsul geführt wurde. Der Proconsul fragte: „Bist du der Thascius Cyprianus?" Cyprian: „Ich bins." Proconsul: „Hast du dich diesen gotteslästerlichen Leuten als Vater und Bischof angegeben?" Cypr.: „Ja." Proc.: „Unsere allerheiligsten Kaiser befehlen dir zu opfern." Cypr.: „Ich thu es nicht." Proc.: „Ich rathe dir, bedenke dich!" Cypr.: „Thu, was dir befohlen ist. In einer gerechten Sache braucht es keines Bedenkens." Der Proconsul sprach das Urtheil, daß er als ein Götterverächter, als ein Feind des römischen

Gottesdienstes, und Urheber der verruchtesten Laster mit dem Schwert solle hingerichtet werden. Der Bischof antwortete: „Deo gratias!“ (Gott sey Dank!) Der ganze Haufe seiner Brüder rief: „Wir wollen auch mit ihm sterben!“ Schaaren Volkes folgten ihm nach. Viele seiner Freunde stiegen auf die Bäume, ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Er zog sich selbst seine Kleider aus, befahl dem Soldaten, der ihn tödete, zwanzig Goldstücke zu geben, kniete nieder, betete laut und starb. In der folgenden Nacht wurde sein Körper von den Seinigen feierlich begraben. Man rechnet dreihundert Christen, welche in dieser Verfolgung getödtet wurden.

* *
*

Aemilianus, der in eben dieser Verfolgung starb, traf auf dem Weg aus dem Gefängniß seinen Bruder, einen Heiden, an. Mit boshaftem Spott fragte ihn dieser: „wie er sich in seinem finstern Kerker befunden, und ob ihm das Hungern gut geschmeckt habe?“ Aemilian: „Die Knechte Christi haben in der Dunkelheit das hellste Licht und im Hunger eine Speise, die unvergänglich ist, das Wort Gottes.“ Zornig erwiederte der Bruder: „So wißt denn, daß ihr alle mit euerm unbezwinglichen Starrsinn euch den Tod zuziehen werdet.“ Aemilian, aus Furcht, es möchte nur eine erdichtete Drohung seyn, suchte Bestätigung seines Wunsches und fragte ihn: „Werden wir denn wirklich hingerichtet werden?“ „Allerdings! sagte jener, Schwert und Henker warten auf euch.

Aber sage mir, werdet ihr alle, die ihr den Tod so verachtet, an Herrlichkeit im Himmel gleich seyn?" Aemil.: „Ich bin nicht fähig, dir diese Geheimnisse zu sagen. Aber schaue gen Himmel! Du siehst ein unzähliches Heer von glänzenden Sternen. Sie haben nicht alle gleiches Licht, doch haben alle Licht." Und als er weiters in ihn drang, welche unter ihnen denn ein so vorzügliches Licht im Himmel erlangen würden, sagte ihm Aemilian: „Die sinds, welche um so herrlicher gekrönt werden, deren Sieg am schwersten und kampfvollsten war."

* * *

Genesius, ein römischer Schauspieler unter Kaiser Diocletian, (der um das Jahr 286 eine schreckliche Verfolgung gegen die Christen erhob), hatte ein besondere Geschicklichkeit, die Gebräuche der Christen auf dem Theater nachzuahmen und lächerlich zu machen. Einst spielte er in Gegenwart des Kaisers und des ganzen römischen Volkes eine solche Farce, legte sich wie krank auf den Boden hin, begehrte die Taufe und rief aus: „Ach! meine Freunde, ich fühle mich schwer, erleichtert mich!" Das Volk schrie; „Wie sollen wir's machen? Sollen wir Tischler holen und dich abhobeln lassen?" Genesius: „Nein, ich will als ein Christ sterben!" — „Warum?" — „Um wenigstens als ein Flüchtling vor Gott zu erscheinen!" — Man ließ einen Priester kommen und ihn taufen. Weil die Soldaten alles noch für Scherz ansahen, so führten sie ihn dem Kaiser zu und gaben

ihn als einen Christen an. Genesius stellte sich an einen erhabenen Ort und rief mit lauter Stimme aus: „Höre mich, o Kaiser! du ganzes Heer und ihr Vornehmen und alle Einwohner dieser Stadt! So oft ich seither auch nur den Nahmen eines Christen hörte, bewegte sich alles in mir, und ich beleidigte auf alle Weise die, so sich dafür bekannten. Ich verfluchte sogar meine Eltern und Verwandten weil sie Christen waren, und sie waren mir so lächerlich, daß ich alle ihre Geheimnisse aufs fleißigste erforschte, um euch hier auf diesem Schauplatz mit ihrer Heiligkeit zu belustigen. Sobald ich aber die Taufe empfieng und die Worte des Glaubensbekenntnisses aussprach, sah ich eine Hand vom Himmel herab über mich kommen, und hörte glänzende Engel alle Thaten meines Lebens aus einem Buche mir vorlesen. Die Taufe aber machte mich rein und weiß wie den Schnee. Und nun, großmächtigster Kaiser, und ihr alle, die ihr mit mir diese heiligen Geheimnisse verlacht habt, glaubt mit mir, daß Jesus Christus unser Herr sey, das Licht, die Wahrheit und die Gottseligkeit, und daß ihr nur durch ihn Vergebung eurer Sünden erlangen könnt!"

Diocletian, äusserst aufgebracht, befahl, ihn aufs grausamste zu foltern, mit Prügeln, mit Zangen und mit glühenden Fackeln. Standhaft rufte Genesius immer aus: „Es ist kein König, als der Herr, den ich gesehen habe, dem ich diene und den ich verehre! In tausend Toden werde ich sein bleiben. Keine Qual wird mir den Herrn aus dem Munde und aus dem

Herzen nehmen. Ich bereue meinen Irrthum und meine Lästerung, aber jetzt bete ich ihn, den einigen König, an.“ Zuletzt wurde er enthauptet.

Doch genug. Es ist schwer, aus einer Sammlung einiger hundert solcher Märtyrergeschichten, wo jede für sich allein schon wichtig wäre, die beßten und ächtesten auszusuchen. Diese sollten nur Proben derselben seyn.

* * *

Und nun, zum Schluß noch, eine Märtyrergeschichte der neuesten Zeit, die gewiß in dem Lande selbst, wo sie geschah, von allen Gutdenkenden mit Abscheu und Entsetzen gehört wurde.

Der 3te September 1792 war von den Enragés zu Paris unter anderm zur Ausrottung aller derjenigen Priester bestimmt, welche aus frommer Gewissenhaftigkeit der neuen Verfassung den Eid verweigerten. Gewissenhaftigkeit, wenn sie auch übertriebene Aengstlichkeit seyn sollte, findet bei billigen Menschen immer Ehrfurcht und Schonung. Hier zumal verdiente sie letztere, da die Nation früher sie versprochen hatte, und, gerade in dieser Zeit, die zum drittenmal feierlich beschworne Constitution selbst wieder über den Haufen warf. „An diesem blutigen Tage, Abends um 3 Uhr, waren viele Priester in der Carmeliterkirche versammelt und hielten Gottesdienst. Der Erzbischof von Arles war an ihrer Spitze und gab die Absolution.

Plötzlich sprengte eine Schaar Mörder die Thüren auf. Der Erzbischof stimmte das Miserere (Herr! erbarm dich unser!) an, gieng ihnen entgegen und fragte sie, was sie wollten? „Den Eid oder den Tod!" antworteten sie. „Lieber den Tod!" versetzte der Erzbischof. Augenblicklich wurde der 76jährige Greis mit vielen Dolchstichen ermordet. Die übrigen Priester, zweihundert sechs und vierzig an der Zahl, fuhren fort, das Miserere auf den Knien zu singen und wurden alle massacrirt. Das Blut lief zu den Kirchthüren heraus, des Nachts wurden die todten Körper in die Seine geworfen."

Stelle aus einer Predigt.

Von Fenelon.

„Ich höre euch, meine Brüder, sagen: Ja, es ist leichter zu sterben, als zu leben für den Herrn. Der Kampf eines Märtyrers ist kurz, die Buße eines Christen hingegen ein Streit, dessen Gefahren und Schwierigkeiten sich täglich erneuern, und wo man ohne Unterlaß den Anfechtungen der Welt und seiner selbst ausgesetzt ist. — Ihr betrügt euch, m. Br. Die Märtyrer starben täglich durch Verläugnung ihrer Lüste und mancherlei Leiden, noch ehe sie hingerichtet wurden. Ja sie waren nur in sofern zum Tode bereitwil-

lig, als sie sich selbst vorher abgestorben waren. „Ist es sich zu verwundern, sagt Tertullian, daß sie so bereitwillig sind, die Erde zu verlassen, da sie längst alle Bande, die sie an sie fesselten, gebrochen haben?“ Vergeblich also glaubt man, für Christum sterben zu wollen, wenn man vorher nicht für ihn gelebt hat.“

„O wie viele betrügen sich hierin! Sie sind nachgebend in kleinen Versuchungen und weichlich in ihren Vergnügungen; wie wollten sie standhaft und unüberwindlich in Qualen seyn? Sie vermögen nicht einmal, das schändliche Vergnügen eines Augenblicks, einen niedrigen Gewinn, den sie kaum nennen dürfen, oder den vorübergehenden Schatten eines eiteln Ruhms, Gott aufzuopfern; wie wollten sie ihm ihren Muth und Leben und alles, was sie haben, geben können? O schweigt, ihr niedrigen Seelen! Die Religion hat nichts von euch zu erwarten. Ein geistloser Spott macht euch fürs Evangelium erröthen — und ihr wolltet Martern und Schande besiegen? Eure Gesinnungen und Sitten versprechen nichts als Abfall; ja, ohne Verfolgungen erlebt zu haben, habt ihr bereits euern Glauben verläugnet.„

„Ohne Gelegenheit zum Martertod zu erwarten, wißt, daß der gleiche Geist, der Märtyrer gemacht hat, auch euch in den gemeinsten Versuchungen des Lebens beseelen muß. Soll eine Rache erstickt, ein ungerechter Vortheil aufgeopfert, weltliche Größe zu Boden getreten, ein unreines Vergnügen verabscheut werden, um das Gesetz Gottes zu halten — waffnet

euch mit Standhaftigkeit und vergießt eher das Blut bis auf den letzten Tropfen, eh' ihr in Sünde williget?"

„Der Götzendienst ist nicht die einzige Sünde, gegen welche man bis auf den Tod zu streiten hat. Alles, was dem Geschöpf vor dem Schöpfer den Vorzug giebt, gehört dazu. Alles ist ein Götze, den man zerstören muß, was uns zum Ungehorsam gegen die Gesetze verführen will. — Aber, wo seyd ihr, ihr Märtyrer der Unschuld; ihr Märtyrer der Liebe? ihr Märtyrer der Gerechtigkeit? ihr Märtyrer der Buße, die ihr auf die Märtyrer des Glaubens hättet folgen sollen? Kehrt zurück, ich scheue mich nicht so zu reden, kehrt zurück, ihr glücklichen Tage der Verfolgung! Ein langer Friede hat die Herzen weichlich gemacht. O Friede, nach dessen Süssigkeiten vorige Zeiten sich so innigst sehnten — wie bitter bist du für uns geworden! Du bists, der die Kirche mehr als jene Tyrannen verwüstet! Du bists, der sie erschlafft und voll Aergernisse gemacht hat! Verfolgung würde zwar Schwache erschüttern — aber die Guten aus dem Schlafe erwecken; der Herr würde prüfen, die sein sind; der Sturm würde die Stoppeln wegführen, aber die guten Körner zurücklassen; die Kirche würde von falschen Christen gereinigt werden, die Schwachen sich demüthigen, und die Starken die Krone der Sieger empfangen."

„O Gott! wohin ist es mit uns gekommen? so weit, daß wir dich bitten müssen, dein Schwert wieder über uns zu zücken! Schlage, o Herr, aber heile

auch! Laß deine Tempel verwüstet, aber die Herzen, dein wahres Heiligthum, wieder geheiligt werden! Lieber alles erlebt, als noch länger sehen zu müssen, was wir itzt sehen!"

Gedanken zur Prüfung seiner selbst.

(Stimmen eines großen Lehrers aus dem Mittelalter.)

„Viele wissen vieles, und kennen sich selbst nicht; sehen auf andere und vergessen sich selbst. Sie suchen Gott außer sich und vernachläßigen ihr Inneres, wo er doch näher ist. Ich will also das Aeusserliche verlassen und von Innen heraus zum Höhern steigen, um erkennen zu lernen, woher ich komme? wohin ich gehe? und was ich sey? — Auf diesem Weg der Selbsterkenntniß werde ich auch zur Erkenntniß Gottes gelangen. Denn je besser ich mich selbst erkenne, desto reiner erkenne ich Gott."

„Laß uns Gott im Gedächtniß behalten, im Gewissen tragen und als den allenthalben Gegenwärtigen verehren!"

„Selig ist die Seele, in welcher Gott ruht! Selig, wenn sie sagen kann: der mich erschaffen hat, wohnt auch in meinem Herzen! Warum verlassen wir uns selbst und suchen Gott ausser uns, der in uns ist, wenn wir nur ihn finden wollen? Ja, er ist mit uns

und in uns, nämlich durch den Glauben, bis wir zum Schauen gelangen. Wir wissen, sagt der Apostel, daß Christus durch den Glauben in unsern Herzen wohnt; der Glaube aber ist in unserer Seele. Durch den Glauben verehre ich Gott als meinen Schöpfer, bete ihn an als meinen Erlöser und erwarte ihn als meinen Heiland; ich sehe ihn in allen Creaturen, habe ihn in mir selbst, und, welches eine noch weit unaussprechlichere Seligkeit ist, erkenne ihn, wie er ist. Denn den Vater erkennen samt dem Sohn und dem heil. Geist, ist das ewige Leben, die vollkommenste Seligkeit und das höchste Vergnügen."

„Wie wird es dir seyn, wenn am Tage des Gerichtes die Bücher aufgethan und alle Thaten deines Lebens dir vorgelesen werden: denn durch die göttliche Kraft wird sich dein Gedächtniß an alles wieder erinnern, du wirst mit Einem Blick dein ganzes Leben übersehen; was du dich itzt zu gestehen scheuest, wird dann vor allen offenbar seyn; du wirst bitten: Ach gieb mir nur noch eine einzige Stunde Frist! Deine Thaten werden dir scheinen gegen dich zu reden und zu sagen: Wir sind deine Werke, du hast uns gethan! Wir verlassen dich nicht, wir gehen mit dir vor den Richter. Deine Laster werden dich anklagen und werden sogar viel falsche Zeugnisse gegen dich aussagen, als wäre es an den wahren nicht genug. — Dann, wenn die Seele die Augen, den Mund und andere Glieder deines Körpers geschlossen findet, durch die sie sonst zum Aeusserlichen und zur Sinnlichkeit auszugehen

pflegte, so wird sie zu sich selbst zurückkehren, sich einsam, arm und bloß finden und in Verzweiflung dahin sinken."

„Das ganze Glück des Menschen ist, seinen Schöpfer zu kennen und zu lieben."

„Uebe dich, dich selbst zu erkennen. Denn dieß ist unendlich besser, als sich vergessen und mißkennen, und dabei den Lauf der Sterne, die Kräfte aller Kräuter, die Gemüthsart der Menschen, die Natur der Thiere, und alle himmlischen und irdischen Dinge wissen. Gieb dich dir selbst, und wenn nicht immer oder nicht oft, doch bisweilen! Stelle dich vor dich selbst, als stühndest du vor einem andern, und frage dich. Und wenn du dich vor Gott in Thränen demüthigest, so bitte ich dich, gedenke auch meiner!"

„Gehst du zum Gottesdienst oder Gesang in den Tempel, so laß den Sturm deiner durch einander schwärmenden Gedanken draussen, vergiß aller äusserlichen Sorgen und gieb dich ganz Gott. Unmöglich kann der mit Gott reden, der auch schweigend beständig mit der Welt plaudert. Achte auf den, der auf dich achtet! höre ihn reden, damit auch er höre, wenn du redst!"

„Sage nicht: Ich bete täglich und sehe keine Frucht meines Gebetes! wie ich komme, so gehe ich weg, niemand spricht, niemand antwortet, niemand giebt mir etwas und ich scheine vergeblich gearbeitet zu haben! denn so redt die menschliche Thorheit, die nicht achtet, was die Wahrheit verheißt: Wahrlich,

ich sage euch: was ihr bittet, glaubt nur, daß ihr es empfangen werdet, und es wird euch gegeben. Verachte nicht dein Gebet, denn der verachtet es nicht, zu dem du es thust. Noch eh' es aus deinem Munde ausgeht, läßt er es in sein Buch schreiben. Eines von beiden müßen wir ungezweifelt hoffen: Entweder erhalten wir, was wir bitten — oder etwas anderes, das seine Weisheit für nützlicher ansieht. Erwarte mehr von Gott, als du dir vorstellen kannst."

„Ist Gott nicht bei dir mit Gnade, so ist er's mit Strafe. Weh' dir, wenn du ihn weder auf die eine noch andere Weise in dir spürest! denn wen seine Sünde nicht züchtiget, über dem bleibt der Zorn Gottes."

„Wende allen Fleiß an, dich vor dem Bösen zu bewahren! — Bald wirst du einsehen, daß du dir selbst hiezu nicht genug bist, und die Gnade Gottes dazu anflehen lernen."

„Willt du deine Tugenden vermehren? Entdecke sie nicht! Viele thun Gutes und verlieren die Frucht desselben, weil sie damit prahlen. Wie das Eis von der Wärme vergeht, so die Tugend durch Eigenruhm."

Für mich ist es wahre Wonne, nach so viel Geschwätz von Religion und Empfindung, die bei vielen zu bloßen Worten heruntergesunken sind, auf Worte von so viel Kraft, Kürze, weiser Erfahrung und herzlicher Empfindung zu treffen, die mir aus

dem grauen Alterthum ein weiser Mann (hier Bernhardus, der im 12ten Jahrhundert lebte) gleichsam noch aus seinem Grabe zuruft. Am Ende kommt alle wahre Herzensreligion auf das hinaus, oder sie ist und bleibt nur Geschwätz, kaltes Raisonnement oder herzlose Empfindelei.

„Freut euch des Lebens!"

So viel wird von Lebensgenuß, von Lebensfreude, von „freundlichem Leben" geschwatzt, geschrieben, gesungen! von vielen, ohne daß sie recht wissen, was sie eigentlich wollen und sagen, und was wahre Lebensfreude ist? Gesänge edler Freude so gut als Gesänge des eitelsten Leichtsinnes werden von ihnen besinnungslos, oft bloß der weichen Melodie wegen, hergetrillert, wo es manchmal in Wahrheit heißt, (wie Withof sagt)

„Der Körper jauchzt — die Seele weinet!"

Die lieblichsten, geistreichsten Lieder werden auf diese Weise gemein im Munde gemeiner, eitler Menschen, und am Ende aus Ueberdruß des Mißbrauchs für lange vergessen. Möge das unschuldig-fröhliche Lied, an welches Sie obige Ueberschrift erinnert, nie ein gleiches Schicksal haben!

Ich will es hier ja nicht gelehrt commentiren! — nur welche Gedanken die Anfangszeilen desselben in mir wecken, Ihnen sagen, m. Fr.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht —

Ein feines Bild von dem zarten, flüchtigen Menschenleben; aber ich denke mir gern noch ein anderes Lämpchen hinzu, das in uns glühet und nicht bloß das körperliche Leben erhält, sondern das innere geistige erleuchtet.

Aber dieses Lämpchen muß Oehl haben!

Oehl ins Lämpchen — das bedürfen wir alle von Zeit zu Zeit, oder es wird finster in uns. Haben wir's? .. ich glaube, es bietet sich uns öfter dar, als wir es erkennen und annehmen mögen.

Oehl ins Lämpchen — das wird mir, wenn der Kahn des Lebens sanft fortgleitet, auf keine Klippen stoßt, von keinen Stürmen herumgeworfen wird; wenn nichts den stillen, nützlich-thätigen Gang des Lebens stört und alles Thun in unbemerktem Wachsthum gedeiht.

Oehl ins Lämpchen — das wird mir oft zu Theil bey meiner Arbeit im einsamen Zimmer, oder bey meinen Wanderungen in freyer Flur; so oft ich wieder recht zu mir selbst komme und mich zu geist- und herzerhebenden Gedanken sammeln kann.

O die stillen Abendstunden,
Köstlich, herrlich sind sie mir! — —

Vom Geräusch der Welt geschieden
Schmecke ich des Himmels Frieden — —

Oehl ins Lämpchen wird mir in meinem Beruf zu Theil, wenn mir die Vorsehung die unaussprechliche Freude schenkt, zu sehen, daß unter ihrem Segen meine Arbeit nicht vergeblich ist, meine Unternehmungen nicht auf Sand gebaut, meine Worte nicht in den Wind geredet oder geschrieben sind.

Oehl ins Lämpchen wird mir, wenn ich mit meinem lieben Hausvölkchen im Frieden und fröhlich zusammen bin, zufriedene Gesichter um mich sehe und — doch die innigern Hausfreuden sollen stillem Genusse aufbehalten bleiben!

Auch die Oehltröpflein sind nicht zu verachten, welche die jährlich wiederkommenden häuslichen Feste und Erinnerungstage mit sich bringen.

Oehl ins Lämpchen giebt mir der Umgang mit vertrauten Freunden (bey denen man sicher ist), der nicht bloß eitles Gerede, sondern wirklich Gedankenwechsel ist, wobey man wahrhaft lernet und sich zu neuen, richtigern und schönern Gedanken, zu dauerhaft frohen Empfindungen gehoben fühlt.

Oehl ins Lämpchen giebt mir der Umgang mit gutgearteten, hoffnungsvollen Jünglingen, die sich vertrauensvoll mir anschließen, deren dem Lichte zugeneigte Seelen jede Erkenntniß des Wahren, Schönen und Guten freudig aufnehmen, bey denen man, indem man lehret, selbst lernt und sich selbst wieder jung fühlt —

So giebt es manches und noch viel anderes Oehl in unser Lebenslämpchen, und es fehlt gewiß nur an uns, daß wir nicht immer aufmerksam genug sind, es als solches zu erkennen, das angebotene anzunehmen; manchmal auch durch moralische Vorurtheile zu sehr beschränkt und ängstlich, daß wir meynen, wir dürfens nicht annehmen. „Gott begegnet wohl manchem — wer ihn nur grüßen möchte!“ sagten weise unsere Alten; und einer meiner Lieblingsdichter, Withof: *)

„Die Empfindung seines Grams besiegen,
Ist nur erst ein Schritt zum Selbstvergnügen;
Durch die Freude muß man weiter gehn. —
Lerne hier die Kunst, dich recht zu freuen!
Muth und Glück befördern ihr Gedeyhen,
Und du brauchst sie in der Ewigkeit.

Laß die Blöden um das Uebel fluchen!
Eile du, dem Schönen nachzusuchen;
Jenes tilget — dieß erhöht den Muth.
Dieß muß auch im Uebel sichtbar werden;
Alles war von Anfang gut auf Erden,
Alles wird durch Weisheit wieder gut.

Ein Gemüth, entfernt vom Weg der Sünden,
Kann die Zufuhr allenthalben finden,
Die die weise Fröhlichkeit ernährt . . . .
Tausend wird die Erde schon zur Hölle;
Mir ist Arbeit selber eine Quelle,
Reicher noch an Freude — als Gewinn!“

*) In dem Gedicht: Die Fröhlichkeit des Gerechten.

Es giebt aber auch ein Lämpchen, das uns so nur im tiefsten Geheimniß des Herzens leuchtet, daß wir es keinem Menschen sagen oder mittheilen können. Das ist die Perle, wovon das Evangelium sagt, daß man alles hingeben könne, um eine solche zu haben. Wer mit sich selbst vertraut seyn darf, der wird sie leicht finden; andere, die sich selbst fliehen müssen, wissen nichts davon.

Auch unsere Erinnerungen an erlebte Schicksale, selbst an solche, die anfangs alle Freude unsers Lebens in Thränen auslöschen zu wollen schienen, können in der Folge ein unauslöschliches Freudenöhl in uns werden.

Kurz — „lernet hier die Kunst, euch recht zu freuen!“ suchet oft stille Stunden aus, um das Lebensöhl recht in euch anzufachen und lasset euere Lämpchen immer brennend seyn, so gut ihr's könnt! Denn fehlt uns das, so vertrocknen wir endlich und werden uns selbst und andern finster und unschmackhaft. Haben wir es aber — so trübe es auch zuweilen werden mag und der glimmende Dacht zu verlöschen droht — er flammt wieder auf, und wird er auch nicht zur hellen, dämmernden Sonne, nun so leuchtet wenigstens ein Schimmer, ein heller Stern, und ein Stern von oben her, uns durch das Leben, und endlich zum Leben hinaus.

„Freud' an Daseyn und Licht, an Recht,
an Gott und der Zukunft —“

Diese ist das nie versiegende Freudenöhl, und wenn wir nie vergessen, von wem jede gute und vollkommene Gabe und diese allerbeßte herkömmt, so verstehen wir, was der Apostel sagt: „Freuet euch in dem Herrn „allewege, und abermal sage ich, freuet euch!"

Homilie vom Ende.

Den Schluß dieses Bändchens, liebe Serena, mache ich, meinem Versprechen gemäß, mit dem Worte des weisen Predigers, das ich, wie du weißst, oft im Munde führe: „Das Ende eines Dings ist besser als sein Anfang"—oft nur deßwegen, weil es das Ende ist.

Wahrlich! eines der weisesten Worte dieses gottbegeisterten Philosophen, das ich selten ohne Rührung lesen kann, und gewiß auch er in tiefer Empfindung hingeschrieben hat. Ein Mann, der manchen Dinges Ende, zumal auch das Ende aller seiner Eitelkeiten erlebte, findet in der verworren und bloß zufällig scheinenden Vermischung aller Dinge eine gewisse Ordnung, die sich erst am Ende enthüllt und deren Resultat immer gut ist; — findet es mithin gut, in allen Dingen dem Ende abzuwarten, denn ein geduldiger Geist ist besser als ein stolzer Geist.

Er selbst ist aller Eitelkeiten, sogar seiner Königswürde, aller Freuden, die er im Pallast, beim Gelage, oder bei Wein und Weibern, oder unter den Palmen seiner Lustgärten, oder bei den Büchern und dem Bücherschreiben genoß, so herzlich satt, daß er auch an ihnen als das Beßte findet, daß sie vorüber sind. Die Erinnerung an sie macht ihm das Leben selbst so unschmackhaft, daß er es unwillig von sich stößt und sagt: „Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt! besser ins Klaghaus gehen denn ins Trinkhaus, denn dort ist das Ende aller Menschen."

Guter Salomo, durftest du das wirklich vor deinen Hofleuten sagen? hielten sie dich nicht für kindisch? rümpften die jungen Herren und Damen nicht die Nase darüber? — Ich stehe nicht dafür, daß dir das nicht itzt widerfahre, wenn ich deine Worte einem Publikum wiederhole, das zum Theil dein Buch schwerlich anders als vom Hörensagen kennt, aber dafür den wahren bon ton besser zu verstehen meint, als ein alter, lebenssatter König! Du verlorst doch nie an einem Tage, wie Hiob, dein ganzes Glück, um den Tag deiner Geburt verwünschen zu dürfen; oder soll ich's bloß für das hypochondrische Gewimmer eines Menschen ansehen, der sich vom Becher des Lebens mehr berauscht als erfrischt hat? — Nein! du mußt doch recht haben, denn die Weisheit blieb bey dir, da die Freude, der du so viel aufopfertest, treulos den Abschied nahm, und nur einmal

verließ sie dich, da du Weibern gehorchtest; überall aber verliert sie sich nie ganz, wenn wir sie einmal recht haben. Du heissest uns ins Klaghaus gehen — denn zeigt nicht dieß das Ende aller Menschen, die Summe ihres Lebens, die so wichtige und meist so leichtsinnig vergessene Wahrheit: was sie sind? und ist nicht diese das erste und letzte, das wir wissen müssen, wenn wir die Rechnung mit uns immer in Ordnung halten wollen? Ist sie nicht darum, weil sie der Thorheit ein Ende macht, der Anfang aller Weisheit? Nein! dein Wort wird bleiben und immer seine stillen Liebhaber finden, wenn auch die lächelndste Eitelkeit und tausend Romane mehr, als wir bereits besitzen, uns über diese einzige Wahrheit verblenden, oder an ihrer statt ein trügerisches Irrlicht vorhalten wollten!

Das Ende eines Dings ist besser als sein Anfang. Jeder fühlt es, der je in seinem Leben den öden, anfangs süßen, dann bittern Kelch der Eitelkeit genossen hat, jeder, den einmal am Ende einer traurigen Begebenheit eine freudige Entwicklung überraschte, jeder, (so allgemein wahr ist Salomons Spruch) der eine langweilige Predigt anhörte, und wenn Du es, liebe Serena, auch jetzt beym letzten Blatte dieses Buches sagst, so wird und muß, nachdem wir die Sache ansehen, Salomo Recht behalten. Sagst Du es nicht, so sage ich es. Ich kenne für den Sterblichen kein größeres Vergnügen, als, etwas vollendet zu haben, wovon man sich schmeichelt, es dürfte nicht

ganz unnütz seyn. Was ich im Anfang nicht genießen konnte, die süße Erinnerung so mancher frohen Stunden bey dieser Arbeit, die liebliche Vergegenwärtigung Deiner zarten Seele, die Rücksicht auf so manchen neuen Gedanken und die Entwicklung desselben, und die — doch nicht trügerische? — Hoffnung, Dir Freude und Nutzen verschafft zu haben, macht auch mir das Ende lieblicher als den Anfang.

Und wem nicht? was giebt es froheres, als am Ziel zu stehen! der Schöpfer selbst freute sich, als er die vollendete Schöpfung vor sich sah, und ordnete für alle moralischen Wesen in derselben, die ihre Bestimmung erfüllen, oder auch nur den ernstlichen Willen dazu haben, Ruhe zum Ziel. Unternehmen wir eine schwere und wichtige Arbeit, wie bange ist uns im Anfang davor! wie streitet die Furcht, es nicht vollenden zu können, mit der Lust, es vollenden zu mögen! und welche größere Freude kann ein Mensch, dem etwas an seiner Arbeit gelegen ist, genießen, als wenn sein Werk, wie die Göttin der Weisheit aus dem Haupte Jupiters, seinen Händen oder seinem Geiste entsprungen, in schöner Vollendung vor seinem zufriedenen Auge steht! wenn das, was ihm anfangs unmöglich schien, unter saurer Mühe und mit Segen von oben begleitet, sich unter der Arbeit durch manches neue und wichtige, das gefunden wird, belohnt und mit seiner Vollendung den vollen Becher des Lohns und der Wonne darreicht! Wie viel größer noch muß die Freude eines Menschen

seyn, der nach vollbrachtem Lebenslauf sein Haupt mit der allerseligsten Empfindung, ihn vollendet zu haben, niederlegt, alles schwere, drückende, mühsame hinter sich, wie einen vor der Sonne verschwindenden Nebel, sieht, und dann zur vollen Erndte seiner Arbeit, seiner Treue, seines Glaubens, seiner Tugend übergeht! „Er verläßt die Welt vergnügt, und segnet ihr als der Aue nach, wo er als ein Kind der Unsterblichkeit spielte, und als der Schule nach, wo er durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurde. Er hat weiter kein Anrecht an sie; sie hat kein Anrecht an ihn; mit dem Hut der Freyheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setzt er fröhlich seinen Wanderstab weiter." *)

Wohl hat jener Prediger recht, Gott zu danken, daß er den Tod nicht ins Mittel, sondern ans Ende des menschlichen Lebens gesetzt. Wir würden übermüthig werden, wir würden auf der Erde nicht mehr zu brauchen seyn, wenn wir die Seligkeiten, die er bringt, schon in der Mitte unsers Lebens in ihrem vollen Maaß empfinden könnten.

Das Ende des Dings ist besser als sein Anfang — wird jeder Leidende sagen, dessen banges Herz durch freudige Entwicklung wieder erweitert wird. Es ist überstanden! es ist vollbracht! das Böse ist verschwunden, das Gute bleibt; denn bey allen Leiden bleibt,

---

*) Herder Phil. der Gesch. Th. 1. am Ende.

wenn wir sie als Arzney zur Gesundheit unserer Seele anwenden, eine heilsame, Mark und Gebein erquickende Frucht übrig, die ewig daurt.

Hierauf sollten wir also bey all unserm Thun sehen — wie sein Ende sein werde? was ächt gute Folgen für uns hat, was uns weiser, froher und besser macht, wessen Erinnerung uns in den ernsthaftesten Stunden unsers Lebens noch erfreut — das ist gut! das ist göttlich! Böse ist, was uns mit übeln Folgen straft und Reue erweckt. Das Laster lockt, bis es uns gefangen hat, dann übergiebt es uns der Reue, geht als eine untreue Freundin von uns weg und lacht in die Fäuste; die treue Tugend winkt nur, verläßt uns nicht mit ihren Warnungen, auch wenn wir auf Augenblicke ihrer Feindin folgen, stellt uns immer schönere Verheissungen vor und übergiebt uns endlich ihrer freudigern Tochter, der Glückseligkeit. Dieß ist der Unterschied des Guten und Bösen, die erlaubte Erkenntniß desselben, die keine Schlange, kein verbotener Apfelbiß, der nur die Augen öffnet, damit wir sehen, wie bloß wir sind — sondern der stille Genius in uns lehrt. Das Ende ist die Sentenz über alle Dinge.

Wir können uns selbst das Ende gut machen, wenn wir die Weisheit lernen, von Anfang an es nie aus den Augen zu lassen: Bey unserm Lesen, Denken und Studiren, ob, wenn das Ende kömmt, es uns etwas mehr als eine nutzenlose Erinnerung zurücklassen werde? ob wir es aus etwas mehr als vergänglichen oder

niedrigen Absichten treiben? ob das, was davon in uns bleibt, uns in der Ewigkeit erfreuen, ein Saame zum Lobe Gottes und ein Keim unsterblicher Freude seyn werde? bey unsern Thaten und Arbeiten, ob das Ende für uns Gutes zeugen werde, sollten auch die Menschen ein böses Urtheil über sie fällen? Hieronymus sagt, für viele vielleicht zu theologisch, aber gewiß philosophisch wahr: „Ich mag essen, arbeiten, lesen oder beten, so schallt immer das Wort in meinen Ohren: Steht auf, ihr Todten, und kommt vor das Gericht!"

Zuletzt ist das Ende der beßte Beweis der Weisheit, Güte, Macht und Gerechtigkeit Gottes. Ein Mönch des Mittelalters fand einst eine hebräische Bibel und wunderte sich, daß sie von hinten anfange, bis ihn sein Abt belehrte, dieß sey das Buch Gottes und die Staats-Maxime aller göttlichen Werke, die man von ihrem Ende rückwärts erforschen müsse, um ihren Plan und Ordnung einzusehen. „Der Ausgang, sagt der fromme Hugo, entdeckt, was Anfangs verheelt wurde, und was in seinem Ursprunge zweifelhaft war, wird am Ende bewährt." In die Fersen stach unser Feind die Menschheit; am Ende wird ihm der Kopf zertreten. „Gegrüßest seyst du, König der Juden!" sprach spottend der rohe Priesterhaufe zu dem Erlöser. Am Ende hieß es: „Ihm ist ein Nahme gegeben über alle Nahmen." Spottend bogen sie die Knie vor ihm; am Ende sollen sich ihm alle Knie beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erden.

Spottend krönten sie ihn mit einer Dornenkrone, und er ist worden der Herr aller Herren, der König aller Könige!

So viel liegt in den Worten der Weisen! Sie sind wie Stacheln, wie tiefeingeschlagene Nägel.

Und so will ich nun auch nicht säumen, dieß Büchlein zu schließen, mit dem herzlichen Wunsch, daß einst auch unser Ende das Schönste unsers ganzen Lebens werde.

Inhalt.

		Seite
1.	Homilie vom Anfang	1
2.	Hermion	7
3.	Ueber die Zeit	15
4.	Arbeitsamkeit	21
5.	Das Licht.	27
6.	Der Morgen (Aus Herders ältester Urkunde, Theil I.)	33
7.	Morgengesang am Schöpfungsfeste, von Klopstok	39
8.	Die Farbe und das Licht, von Herder .	41
9.	Ueber die Blumen.	42
10.	Musik.	46
11.	Einzelne Gedanken über Musik . .	49
12.	Bemerkungen über den Umgang . .	54
13.	Schwazhaftigkeit	60
14.	Vom Argwohn	62
15.	Etwas ins Ohr!	66
16.	Blätter ins Taschenbuch	71
17.	Aus der Brieftasche eines Freundes (Joh. Büel.)	75
18.	Der Lohn der Demuth	77
19.	Sprüche der Griechen	79
20.	Chorgesang aus Sophokles Antigone (von Fr. Leop. Gr. zu Stollberg übersetzt.) .	89
21.	Erzählungen aus Morgenland . . .	90

Seite
22. Jüdische Erzählungen 94
23. Erzählungen von Griechen und Römern . 105
24. Morgenländische Sprüchwörter. . . 109
25. Altdeutsche Sprüche (Aus d. Freydank u.a.). 112
26. Inschriften 116
27. Gespräch bey der Landkarte . . . 124
28. Die Wissenschaften, eine Parabel . . 133
29. Von der Gefahr der übeln Laune beym Nachdenken über die Religion. (Aus Shaftesbury Letters, concerning Enthusiasm, und Miscellaneous reflections, II, chap. 3. 137
30. Stellen aus einem Lobgesang auf Gott, von Sadi 145
31. Fenelons Gebet an Gott 147
32. Hiob 151
33. Lust an der Bibel 197
34. Johannes 201
35. Maria 222
36. Sagen von Jesu 232
37. Reliquien der Märtyrer. (Aus Eusebius und Ruinarti Actis.) 234
38. Stelle aus einer Predigt von Fenelon. (Pour la fête d'un Martyr.) . . 263
39. Gedanken zur Selbstprüfung . . . 266
40. „Freut euch des Lebens!" . . . 270
41. Homilie vom Ende. 275

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Georg,

Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhalts

Bd.: 1

Winterthur 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- Op.misc.o.14#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757343-9